P.O.germ.
1593h

. Germ.
593 h

<36700297360015

<36700297360015

Bayer. Staatsbibliothek

S. 83.

P. C. Geissler inv.   J. B. Wander sc.

Horst
der Ritter der blauen Binde;
der Geist
in der Ruine Grauenstein;
Anton von Siebeneck
und
Ursula von Weissenburg.

Drei
Erzählungen
aus den Tagen der Vorzeit

von

G. Ch. F. Wiedemann.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg und Leipzig.
Verlag von C. H. Zeh.
1827.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Horst

der

Ritter mit der blauen Binde.

Erzählung

aus dem XIII. Jahrhundert.

Schwermüthig und in sich gekehrt, ritt Horst, ein junger Rittersmann, an den felsigten Ufern der Donau von Ingolstadt daher gegen Straubing. Noch glänzte der bläßer werdende Mond am Horizont, und malte mit seinem täuschenden Lichte seltene Gruppirungen an die Felsenwände, indeß sich in Osten schon die Morgendämmerung zeigte. Horst betrachtete mit einem ganz eigenen Gefühle die ruhige Landschaft; bald waren seine Augen auf das nun vor ihm liegende Bergschloß Donaustauf, bald wieder auf das hinter ihm noch in mattes Dunkel verhüllte Regensburg gerichtet.

Jetzt erblaßte immer mehr das Mondlicht, und mit Purpurröthe umzog sich immer mehr der östliche Himmel; schon stieg dann und wann eine Lerche empor und brachte ihren Gesang als Dankopfer dem ewigen Wesen. Als Horst sein

Roß anhielt, um das himmlische Schauspiel des erwachenden Morgens näher zu betrachten.

Ueber seinen Panzer rieselte der Thau herab, rings um ihn her war Leben, frohes Erwachen und Freude. Wetteifernd sang der befiederte Sängerchor des Waldes. Tausend Pflanzen dufteten ihren Wohlgeruch. Von den umliegenden Ortschaften tönte die Morgenglocke, und rief den erwachenden Landmann zum Gebet; herrlich war die Natur, gleich einem geweihten Tempel.

Wie aus einem Traume erwachend, begann Horst mit einer durch dieses erhabene Schauspiel gerührten Stimme:

„O ewiges Wesen! wie glücklich sind Deine Geschöpfe! Wie freut sich Alles der erwachenden Natur! Nur ich“ — Bei diesen Worten verfiel er in seine vorige Schwermuth, gab seinem Holsteiner die Sporn und wollte eben weiter traben; als ein Ritter in einer leichten Rüstung den Weg gegen ihn herabritt. Er gab sich alle Mühe, um den überdies schon schmalen Pfad ganz einzunehmen, und auf diese Art unsern Ritter zu beleidigen.

Horst war eben nicht zum Kampfe aufge-

legt, als er aber sah, daß es der Unbekannte durchaus darauf antrug, legte er seine Lanze ein, und ohne nur erschüttert zu werden, hatte er den Fremdling in den Sand gestreckt.

„Beim Teufel! das war gut getroffen!“ begann der Ueberwundene, indem er sich wieder aufraffte und sein Roß bestieg: „Wie nennt Ihr Euch?“

„Man nennt mich allenthalben den Ritter mit der blauen Binde. Lebt wohl, und seid künftig nicht mehr so stolz auf Eure Kraft.“ Bei diesen Worten wollte Horst seine Reise fortsetzen.

Der Unbekannte. Wo gedenkt Ihr hinzureisen?

Horst. Nach Wien, an des Kaisers Hof, um mich dort in ritterlicher Sitte und Kampfspiel noch ferner auszubilden, und dann unter seinem Heer zu kämpfen. Der Kaiser ist jetzt sehr bedrängt, wegen des böhmischen Landes-Herrn; auch wollen die Schweizer sich noch nicht ruhig geben, und in den Reichsstädten sieht's nicht zum Besten aus.

Der Unbekannte. Ich hätte beinahe Lust, Euch dorthin zu begleiten, es mag da

wohl Ehre und Gold zu erwerben seyn, und mir hat der liebe Gott nichts gegeben, als mein Wappenschild und diese Lanze.

Horst nahm diesen Antrag mit Freuden an, bald waren sie einig, und traten als Freunde den Weg in die Kaiserstadt an.

Der fremde Ritter nannte sich Adelfried, sein Vater war ein tapferer Degen gewesen, und hatte in seiner Jugend, unter Rudolph von Habsburg siegreichen Standarten, männiglich gefochten; später aber, als er wieder auf seine Burg zurückkam, ward er einer der furchtbarsten Räuber, und machte die Strassen durch Weglagerung so unsicher, daß sich nur selten ein Fremdling zeigte, der gewöhnlich dann geplündert, oder ermordet wurde. Diesem Unheil zu steuern, wurde seine Burg zerstört, und Adelfrieds Vater begrub sich unter ihren dampfenden Ruinen.

Adelfried war damals noch in seiner Kindheit und wurde von einem Verwandten angenommen und erzogen. Als er das Jünglingsalter erreicht hatte, schenkte ihm sein Pflegevater ein Roß und eine Lanze, und so ritt der junge Sorgenfrei in die Welt hinaus. Schon hatte er einen

großen Theil von Deutschland durchzogen, als er auf Horst stieß, und so wie wir wissen, ein Freundschaftsbündniß mit demselben schloß.

So eben stiegen sie vor einer Herberge ab, und banden ihre Rosse an einen Pfahl; dann ließen sie sich einen Humpen Wein reichen und Horst begann mit folgenden Worten:

„Lieber Adelfried, da Du mir Deine Lebensgeschichte aufrichtig und mit wenigen Worten erzählt hast, so ist es auch meine Schuldigkeit, Dir die meinige nicht zu verheimlichen. Höre also;

„Das Schloß meines Vaters heißt Tannenstein; fest wie seine Mauern ist sein Muth, rein wie das Eisen seines Panzers sein Herz. Gegen dieser Burg über befindet sich das Stammschloß der Grafen von Schardenfels; innige Freundschaft hatte meinen Vater mit dem jetzigen Grafen, Namens Albrecht, verkettet; was der Eine nur wünschen konnte, das erfüllte der Andere, und schon in meiner zartesten Kindheit war ich sowohl auf Schardenfels, als auch auf Tannenstein im väterlichen Hause.

Albrecht war aber nicht heiter, düstere

Melancholie hatte sich seiner bemächtigt, denn sein erlauchtes Geschlecht sollte mit ihm aussterben. Zweimal hatte er sich verehelicht, doch nie sah er den Wunsch erfüllt, einen männlichen Erben aufzuziehen, und nur eine einzige Tochter, Namens Elfriede, war das Pfand ehelicher Liebe, das ihm seine verstorbene Gattin hinterlassen hatte.

Er liebte sie innig; dennoch aber, wenn er in seinen Wappensaal trat, wenn um ihn her die bepanzerten Gerippe der alten Schardenfelser standen, und über ihnen mit goldenen Buchstaben ihre Thaten eingezeichnet waren, dann schlich sich oft eine männliche Thräne über seine Wimpern, und schmerzhaft verließ er den Aufenthalt seiner Ahnen.

Elfriede war mit mir aufgewachsen, unsere Herzen verflochten sich im süßen Einklang eines Gefühls, das wir Beide zu nennen nicht im Stande waren. Lächelnd bemerkten es die beiden Ritter, reichten sich die Hand und hegten im Stillen den Wunsch, uns auf immer zu verbinden. Wir traten nun Beide in das Jünglingsalter über; jetzt erst fühlten wir es, daß wir uns liebten; gleich einem sanften Früh-

lingsmorgen floß unser Leben dahin, ruhig und ungetrübt. Wo Elfriede war, da war auch ich, wo ich war, da weilte Elfriede.

Schon seit einiger Zeit hatte ein Wolf seinen Aufenthalt in der Nähe unserer Burgen aufgeschlagen; ich war schon tagelang im Forst, mit einem leichten Jagdspieß bewaffnet umhergezogen, um seine Fährde zu entdecken, aber vergebens. Wir wähnten daher Alle, daß er schon wieder von dannen gezogen seyn müßte. Gott! wie hatten wir uns getäuscht!

Es war an einem herrlichen Morgen, als Elfriede an meiner Hand, um die Natur ganz zu genießen, in das Freie hinaus ging. Ich schwamm in ihren Blicken in überseligen Gefühlen; sie schien mir jetzt das höchste Meisterstück der Schöpfung zu seyn. Wir hatten nicht bemerkt, daß wir schon tief in die Waldung gekommen waren. Auf einmal hörte ich ein Geräusch in meiner Nähe, ich schrecke empor. Allmächtiger Gott! es war der Wolf, der mit Wuth auf Elfrieden losstürzt, und ich war unbewaffnet. Konnte ich da noch länger zaudern? Was wäre mein Leben ohne Elfrieden gewesen? Ich springe dem Ungeheuer

entgegen, ich umfasse ihn mit starken Armen und drücke ihn, indem er mich zerfleischt, mit solcher Gewalt an meine Brust, daß er sein Leben aushaucht und mit mir zu Boden stürzte.

Ich hatte meine Besinnung verloren, aus starken Wunden strömte mein Blut hervor. Elfriede war ausser sich; schnell eilte sie in das Schloß zurück, und brachte einige Knechte mit einer Tragbahre. Ich wurde in Albrechts Prunkzimmer gebracht; der Greis konnte mir, als ich wieder zu mir selbst kam, seine Dankbarkeit nicht genug beweisen. Ich wurde mit aller Sorgfalt gepflegt, und nach Verlauf von einigen Wochen konnte ich schon wieder, zwar mit wankendem Schritt, doch etwas im Zimmer umhergehen. Jetzt schien mein Glück gewiß, jetzt konnte ich doppelten Anspruch auf Elfriedens Hand machen. Doch ein düsteres Gewitter schwebte, ohne daß ich es nur ahnden konnte, über meinem Haupte empor. Als mein Vater und Albrecht an einem Abend beisammen saßen und tapfer tranken, kamen sie auf ihre Vorfahren zu sprechen, und erzählten sich wechselsweise ihre Thaten. Anfangs war das Gespräch ganz gleichgültig, endlich

aber erhitzten sich Beide so sehr, daß sie erbittert wurden.

„Beim Teufel!“ rief mein Vater, zu meinem Unglück: „Beim Teufel! es war noch kein Schardenfelser im Stande, das zu thun, was mein Ahnherr geleistet hat. Er schlug sich mit einem einzigen Fähnlein gegen fünfhundert Ungläubige.“

„Possen und Lügen!“ entgegnete Albrecht.

„Tod und Hölle! Lügen?“ schrie mein Vater, sprang auf und warf seinen Handschuh in der Uebereilung vor die Füße seines Freundes.

„Morgen sehen wir uns,“ sagte Albrecht kalt, und steckte das Fehdezeichen zu sich. Ich wurde aus dem Schlafe emporgerüttelt; selbst das Glück, Elfriede noch einmal zu sehen, ward mir versagt; ich mußte mit meinem Vater das Schloß Schardenfels auf ewig verlassen. Kaum graute der Morgen, als es im Thal schon von Fähnlein und Speeren funkelte. Mein Vater machte einen Ausfall, mußte aber mit einem bedeutenden Verlust zurückkehren.

Schon vierzehn Tage waren wir in unsern Mauern eingeschlossen, jetzt konnte ich in der Ungewißheit wegen Elfriedens Schicksal nicht

länger harren. Ich vermummte mich in die Kleidung eines Pilgers, und da ich mich auf mein gutes Schwert verließ, das ich unter der Kutte verborgen hatte, unternahm ich den gefahrvollen Weg mitten durch die Feinde bis zu Albrechts Schloß. Dort wurde ich von einem Thurmwächter gemeldet und eingelassen.

Das ganze Schloß war öde, nur einige Knechte und Elfriede bewohnten es. Albrecht war selbst im Lager. Ich gab vor, aus Palästina zu kommen, und bald hatte ich das Glück, meine Geliebte zu erblicken; sie erkannte mich in dieser Vermummung nicht; als ich mich aber allein mit ihr befand und Kutte und Bart von mir warf, stürzte sie mit dem Ausruf: „mein Horst!“ in meine Arme. Lange hielten wir uns sprachlos umschlungen. Endlich ermannte ich mich wieder, und indem ich mich in mein Gewand hüllte, wollte ich die Burg schnell verlassen, um bei meinem Vater nicht vermißt zu werden. Doch Elfriede ließ dieß nicht geschehen; ich mußte einige Augenblicke verweilen. Dann brachte sie mir diese blaue Feldbinde. „Sie ist von meiner Hand gestickt;“ begann sie: „sie soll Dich an Elfriedens Lie-

be erinnern. Trage sie würdig, aber kämpfe nicht mehr gegen meinen Vater. Auf, ziehe nach Wien; unter des Kaisers Standarte harrt Deiner Ehre und Ruhm. Nur dann ist es möglich, mich einst zu besitzen. Denn wie kannst Du glauben, daß Albrecht seine Tochter einem Manne geben wird, der gegen ihn gefochten hat."

Diese Rede machte mich sehr trübsinnig; ich sollte den Kindespflichten gemäß, meinem Vater beistehen, und dadurch konnte ich Elfrieden auf ewig verlieren. Lange stand ich unentschlossen; endlich hatte ich ein Mittel gefunden, um sowohl gegen meinen Vater nicht undankbar zu handeln, als auch ihren Willen zu erfüllen.

Der gütige Schöpfer hatte mir einen Freund gegeben, den an Tugend, Tapferkeit und Treue nur wenige gleich kommen werden. Zu ihm trug mich mein Herz. Er nannte sich Willibald. Ihm stellte ich meine Lage vor und bat ihn, statt meiner unter der Anführung meines Vaters zu kämpfen. Er ging es willig ein. Noch einmal drückte ich ihn an meine Brust, und ohne in die väterliche Burg zu-

rückzukehren, trat ich meine Reise an. Diese Binde kam seit diesem Tag nie mehr von meiner Brust, und um ganz unerkannt zu bleiben, bis vielleicht das Schicksal es erlaubt, bitte ich Euch, mich nie anders, als den Ritter mit der blauen Binde zu nennen."

Bei diesen Worten endigte Horst seine Erzählung, und beide Ritter setzten ihre Reise weiter fort. Schon waren sie ihrem Ziel bis auf eine Tagereise nahe gekommen; vertraulich ritten sie neben einander, heiter schien der Mond herab auf die sich vor ihnen krümmende Landstrasse und spiegelte sich in dem hellpolirten Eisen ihrer Harnische. Auf einmal hörten Beide in einiger Entfernung Schwertergeklirr, und bald gewahrten sie am Vorsaume des Waldes, an den die Strasse vorbeiführte, zwei Ritter, die tapfer aufeinander einhieben. Nicht weit davon lag ein Mädchen bewußtlos auf dem mit Moos bewachsenen Boden. Ohne sich lange zu bedenken, zog Adelfried seinen Flammberg, gab dem Pferde die Sporn, und jagte wie ein Wetterstrahl gegen die noch immer Kämpfenden. Horst folgte seinem Beispiele, und bald waren sie an Ort und Stelle.

„Mengt Euch nicht in unsern Streit!" rief einer der Kämpfenden; „denn es ist eine Ehrensache, die wir auszumachen haben. Doch wenn Ihr uns ja etwas helfen wollt, so sucht meine Schwester in's Leben zurückzurufen."

Nach den heiligen Gesetzen der Ritterschaft, da auch der andere Ritter ihre Hülfe abschlug, durften sie jetzt nur müssige Zuschauer abgeben. Horst weilte bei den beiden Rittern, indeß Adelfried ein Fläschchen mit stärkendem Geist gefüllt, das er immer bei sich trug, herbeiholte, und sich dem Mädchen näherte.

Aber noch nie hatte er eine solche Schönheit erblickt. Er trat in seinem ersten Erstaunen einige Schritte zurück. Ein schwarzlockiges Haar umflatterte ihr bleiches Gesicht, nur noch leise bebte ihr Busen empor, ihr Mund war halb geöffnet, und ihr geschlossenes Auge schien den Tempel der Liebe zu verheimlichen.

Adelfried bog sich über sie hin und bespritzte ihr Antlitz. Mit bebender Hand öffnete er ihren Leibgürtel, um ihr mehr Luft zu verschaffen. Kaum athmend harrte er dann den Augenblick entgegen, wo sie erwachen würde.

Endlich schlug sie die großen blauen Augen

auf. „Wo bin ich?“ stammelte das Mädchen mit bebenden Lippen: „Weilt hier noch Grimmenstein der Schreckliche? Gott! oder ist mein Bruder von seiner Hand getroffen?“ — „Eben starb er von der meinigen!“ tönte die Stimme des einen Kämpfers herüber, und in demselben Augenblick drückte er auch schon Bertha — so nannte sich das Mädchen — an seine Brust. „Mein Bruder! mein Anton!“ rief sie, so wie es schien, im höchsten Entzükken aus. Lange hielten sie sich sprachlos umschlungen, dann wandte sich der Ritter an Horst:

„Es mag Euch sonderbar vorkommen, uns in einem so ungewöhnlichen Auftritt angetroffen zu haben. Doch so Ihr mich auf meine, eine halbe Stunde von hier gelegene Burg begleiten wollt, will ich Euch dort mit dem Hergang dieses Abentheuers bekannt machen.“

Beide Ritter nahmen den Antrag mit Freuden an, und nachdem sie sich zuvor nach den, in seinem Blute liegenden Grimmenstein umgesehen und ihn wirklich für todt erkannt hatten, folgten sie Anton auf sein Schloß. Kaum waren sie dort angelangt, als auch schon die Tafel, nach der alten Sitte, mit Wein be-

setzt

setzt ward. Bertha kredenzte den schäumenden Becher und ihre Augen waren stets auf Adelfried gerichtet, der gleichfalls liebetrunken nach ihr hinblickte.

„Hanns von Grimmenstein nennt sich der Schändliche," begann Ritter Anton, „den mein Schwert so eben zur Hölle sandte. Er war in dieser Gegend aufgewachsen, da seine Burg sich nur zwei Stunden von hier erhebt. Wir hatten uns schon einigemal auf der Jagd begegnet, und ich nahm ihn dann gewöhnlich mit auf mein Schloß, um ihm einige Erfrischungen zu reichen. Auf diese Art lernte er Bertha, meine Schwester, kennen, und in seinem Busen loderte die feurigste Liebe gegen sie auf. Allein Bertha verschmähte seine Anträge, da sie sich fest vorgenommen hat, ihr Leben in einem Kloster zuzubringen. Ueber diesen Abschlag wurde Grimmenstein äusserst entrüstet und wallfahrtete in das gelobte Land. Drei Jahre war er abwesend; auf einmal erscholl die Kunde, daß er zurückgekehrt sei, und heute hat er mir es selbst bewiesen. Er schlich sich nämlich mit List in mein Schloß, und schleppte meine Schwester, die so eben im Burggar-

ten war, mit Gewalt mit sich fort. Doch ihr Angstruf drang bis zu mir. Schnell eilte ich dem Verräther nach, erreichte ihn, und was weiter vorgefallen ist, habt Ihr ja selbst mit angesehen.“ Bei diesen Worten endigte Anton seine Erzählung, und da Adelfried, der unterdessen einige Worte mit Bertha geflüstert hatte, sehr ermüdet that, so wurden unsere beiden Ritter zur Ruhe gebracht, wo sie folgendes Gespräch begannen:

Horst. Aber wie kommt es, Adelfried, daß Dir heute der Wein nicht gemundet hat, und Du Dich schon so bald zur Ruhe begiebst?

Adelfried. Hat seinen guten Grund, Freund Horst! (Bei diesen Worten zog er seinen Flammberg und legte ihn neben der brennenden Kerze.) Entwappne Dich nicht, denn so wahr ich ein Ritter bin! bist Du heute Nacht Deines Panzers sehr benöthigt; denn wir befinden uns unter Räubern.

Horst. Aber, bei Gott! wie kannst Du das wissen?

Adelfried. Während Anton seine Erzählung von Grimmenstein vortrug, flüsterte die holde Bertha mir zu:

„Rit-

„Ritter, seid auf Eurer Huth, man will Euch heute Nacht ermorden; Ihr seid in einem Raubschloß. Um zwei Uhr seh' ich Euch wieder!"

Sie hätte mir noch mehr anvertraut, aber wir wurden von Anton bemerkt, deßwegen entfernte sie sich schnell.

Lange saßen beide Ritter an den mit Schnitzwerke reichlich verzierten gothischen Tischchen, jeder das Schwert auf den Boden gestützt, als sich plötzlich die Thüre öffnete, und Bertha mit einer, nur noch matt flackernden, Lampe und einem Bund Schlüssel in der Hand hereintrat. „Kommt mit mir!" flüsterte sie den Rittern zu, welche sich auch sogleich erhoben und ihren Ruf befolgten. Der Weg ging durch verschiedene Zimmer, eine Wendeltreppe hinab und endlich in einen unterirdischen Gang. Eine feuchte Luft wehte die Ritter an, Bertha's Lampe drohte zu verlöschen, an beiden Seiten waren schimmliche Wände, an denen das Wasser herablief, und der Boden unsicher und lehmigt.

„Bald sind wir am Ziel!" flüsterte Bertha; „dort ist der Ausgang!"

Da ertönten auf einmal hinter den Fliehenden klirrende Tritte. „Gott! wir sind verrathen!“ rief das Mädchen, und eilte um so schneller der Oeffnung des Ganges zu; aber plötzlich verlöschte die Lampe, und nun standen Alle in eine dichte Finsterniß gehüllt. Sie hatten sich fest aneinander geschmiegt, und Bertha diente als Wegweiserin. Immer noch klangen die Schritte hinter ihnen; doch sie erreichten glücklich den Ausgang.

„Jetzt mag der Teufel kommen,“ schrie Horst, indem er die Verfolger erwartete, „so nehm ich es mit ihm auf!“ — Bald erschien auch Anton mit einigen Knechten.

„Elende!“ rief er den Rittern zu: „ist dieß der Dank der Gastfreundschaft? Doch Ihr sollt das Tageslicht nicht mehr erblicken!“ Mit diesen Worten begann er die Fliehenden anzugreifen. Aber nur zu bald bereuete er es, sie verfolgt zu haben, denn Beide kämpften wie Löwen, und Anton sah sich gezwungen, mit seinen Knechten die Flucht zu ergreifen.

„Gott sei Dank!“ sagte jetzt Bertha: „Ich habe Euch gerettet. Aber nun verlange ich auch von Euch einen Freundschaftsdienst;

ihr könnt wohl denken, daß ich auf Antons Burg nicht mehr zurückkehren kann. Ueberdieß dank ich es dem Himmel, daß ich einmal frei bin; wenn ich Euch um etwas zu flehen wage, o so bringt mich zu meinem Vater! Ihr staunt? Ihr wähnt wohl, Anton sei mein Bruder, weil ich eine solche Freude bei der glücklichen Endigung seines Gefechts bezeigte? Ihr irrt euch! Nur Verstellung war es, um meinen Plan um so sicherer vollführen zu können. Der Schändliche raubte mich aus dem elterlichen Hause; ich bin zwar von niedriger Abkunft, mein Vater ist nur ein Waffenschmidt, aber ein rechtlicher Mann, und Antons Glanz konnte mich nicht verblenden, meine Tugend zum Opfer zu geben."

„Aber wer ist jener Grimmenstein, den Anton im Gefecht ermordet hat?" fragte Horst.

„Ein eben so schändlicher Räuber, wie mein Entführer;" war Bertha's Antwort: „Beide wetteiferten um meinen Besitz, um mich ihrer Schändlichkeit zu opfern. Doch Gott, der alles lenkt, hat mich aus ihren Klauen befreit."

Adelfried übernahm es, das Mädchen

nach Haus zu begleiten, und wollte durchaus nicht, daß Horst seine Reise nach Wien verzögerte.

„Ich werde Dich schon im Heere wieder treffen, treuer Freund!“ begann er: „Auf! vollende Deine Laufbahn; mein Arm ist stark genug, sie gegen ihren feigen Räuber zu beschützen.“

Horst widerstrebte zwar lange diesem Vorschlag, als aber auch Bertha ihre Bitte beifügte, gab er endlich nach und kam schon am andern Morgen bei dem noch in Wien stehenden Heereszug an. Er wurde mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen. Horst ließ sich als ein Unbekannter beim Heere einzeichnen, und nur der Herold wußte seinen wahren Namen.

Bald zeichnete er sich durch ausserordentliche Thaten aus und stieg zu einer hohen Würde empor. Ueberall war er als: „der Ritter mit der blauen Binde,“ geliebt und geachtet, und nur die Feinde zitterten vor diesem Namen.

Ich überlasse jetzt den Helden meiner Geschichte seinem ferneren Schicksale, und führe den geneigten Leser zu der Fehde der beiden erbitterten Freunde zurück.

Kaum war Horst abwesend, um, wie wir wissen, nach Schardenfels zu gehen; als er auch schon von seinem Vater vermißt wurde; daher kam es, daß Willibald, der, seinem Versprechen gemäß, augenblicklich nach Tannenstein aufbrach, dort nicht zum Besten aufgenommen wurde; doch seine Tapferkeit und seine ausgezeichneten kriegerischen Talente erwarben ihm bald Liebe und Achtung, und Horstens, durch die Flucht seines Sohnes entrüsteter Vater, konnte nur durch seine Fürsprache besänftigt werden.

Indeß kam vom Kaiser ein Aufruf an den Schardenfelser, einem Theil seiner Knechte als Beistand zum kaiserlichen Heere stossen zu lassen. Die umliegenden Ritter hatten ihm, als Pannerherrn, schon ihre Knechte, meist unter eigner Begleitung, zugeführt, und er sah sich daher gezwungen, in dieser kritischen Periode die Fehde mit Horstens Vater auf einige Zeit zu unterbrechen.

Indessen war Elfriede in einer nicht geringen Verlegenheit; sie hatte jetzt die höchste Blüthe ihres Alters erreicht, und schon mehr als ein Freier war auf Schardenfels eingetrof-

fen, um sie als Braut heimzuholen; doch nur für Horst konnte ihr Herz schlagen. Vergebens bestürmte sie ihr Vater mit Vorstellungen und Vorwürfen, er konnte weiter nichts von ihr erzwecken, als daß sie nach Verlauf von drei Monaten ihre Wahl bestimmen, und einen Gemahl von Albrechts Hand annehmen wollte.

Der Ruf von den Thaten des Scherpenritters war jetzt bis nach Schardenfels gedrungen. Elfriede bebte, sie konnte ihr Glück ahnden, sie wußte es gewiß, daß es ihr Geliebter sei, der sich auf eine so auffallende Weise auszeichnete, und ruhig sah sie den Augenblick entgegen, an dem der Ruhmbekrönte zurückkehren würde. — Aber wie? konnte sie hoffen, ihn zu besitzen? Wird jemals ihr Vater seine Einwilligung dazu geben? Diese und andere sich selbst gemachte Einwürfe beunruhigten sie nicht wenig, doch Elfriede tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Alles lenkende Himmel es wohl am Besten machen würde.

Schnell eilt die Zeit dahin; ehe es noch Elfriede dachte, waren schon die drei ihr vergönnten Monate verflossen; auf's Neue bestürmte sie ihr Vater, von den vielen Freiern

einen Gemahl zu erwählen, und da sich das Fräulein noch immer nicht dazu entschließen wollte, so begann Albrecht in einem strengen Ton:

„Die Frist, die meine Güte Dir gewährt hat, ist nun verflossen; ich kenne Deine thörichten Gesinnungen, Du erwartest den Ritter Horst als Brautwerber, doch nie soll er der Deinige werden. Wohlan, weil Du Dich weigerst, aus meinen Händen den Gemahl zu empfangen, so mag das Glück der Waffen Dein Loos entscheiden. Ich will ein Turnier veranstalten, die Auswahl des Adels wird nicht zögern, sich dabei einzufinden, und Du sollst der Preiß des Siegers seyn.“ Albrecht erwartete keine Antwort; sein Befehl mußte augenblicklich vollzogen werden.

Wenn zu damaliger Zeit ein solches Turnier gehalten wurde, sandte man lange vorher in die benachbarten Besitzungen Herolde, die den Tag und den Ort bestimmen mußten. Man lud alle braven Ritter dazu ein, um dieses Schauspiel noch mehr zu verherrlichen.

Vergebens flehte Elfriede ihren Vater, sie nicht den blinden Zufall zu opfern; er hat-

te für ihre Klagen taube Ohren. Mit Schreken sah sie dem Tage entgegen, an dem das Kampfspiel gehalten werden sollte. Endlich erschien er! — Eine Menge Ritter, Damen und Fräulein aus der Umgegend hatten sich dazu eingefunden, doch von Elfriedens blendender Schönheit, die als Königin des Festes den Ehrenplatz eingenommen hatte, wurden sie Alle verdunkelt. Endlich begann das Turnier.

In ihren blankpolirten Rüstungen, des Speeres gewaltige Wucht auf dem rechten Steigbügel, sprengten die Kämpfer in die Schranken. Noch klirrte friedlich das Schwert an der linken Hüfte; doch plötzlich senkten sich die Lanzen, der breite Sporn drückte der Rosse Lenden, und mit verhängtem Zügel trafen die Ritter zusammen und stürzten, feindlich sich begegnend, zu Boden. Graf Otto erhielt sich am längsten. Schon war ihm der Sieg verheissen, als plötzlich ein junger Rittersmann mit ausnehmendem Anstande in die Schranken trabte. In eine glänzende Rüstung war der Jüngling gekleidet, Reigerfedern schwangen sich wogend auf seinem Helm, durch dessen verschlossenes Gitter ein feuriges Auge blitzte; um seinen

stählernen Brustharnisch schlang sich eine blaue Feld-
binde und auf seinem Schilde las man die Wor-
te: „Kampf Jedem, der ihn begehrt.“
Als er sich mitten im Kampfplatz befand, neig-
te er seine Lanze vor Albrecht, tiefer dann
vor Elfrieden, und nachdem er dem Herold,
unter dem Siegel der Verschwiegenheit, seinen
wahren Namen anvertraut hatte, berührte er
mit der Spitze seiner Lanze die Wappen aller
Anwesenden. „Ich kämpfe,“ begann er, „mit
Euch allen um Elfriedens Besitz; doch bin
ich nicht hergekommen, wie ihr, um ein leich-
tes Länzlein zu brechen; dazu achte ich das
Fräulein viel zu hoch; die Herausforderung
des Scherpen-Ritters beendigt nur der Tod!“

„Ungerufener Prahler!“ fiel ihm Otto in's
Wort, seinem Handschuh aufhebend; „nimm
Dich in Acht, daß Dich mein Schwert nicht
hinab zur Hölle stürze.“

Beide legten die Speere ein, und trafen
sich gewaltig, aber nur die Lanzen splitterten,
fest noch standen die Ritter im Bügel; doch
eben so schnell waren sie schon zu Boden und
zogen die schneidenden Klingen. Ein wüthen-
der Kampf begann; weithin scholl das Toben

der Streiter; zerhauen waren Helmbüsche und Feldbinden, und von den abgefallenen Nägeln klafften die Schienen ihrer Rüstungen. Jetzt unterliefen sie sich ringend, jetzt hielten sie die gekreuzten Schwerter über ihrer Brust, sich drängend, und plötzlich fielen die Klingen wieder mit verdoppelter Wuth auf ihre Helme. Endlich mußte Otto nachgeben und sank ermattet zu Boden.

„Ich schenke Dir das Leben!" begann der fremde Ritter und schwang sich, eine neue Lanze fassend, die ihm sein Knappe reichte, wieder auf sein Roß, um einen neuen Feind zu erwarten; doch alle Anwesenden, denen des Scherpen-Ritters Ruhm nur zu bekannt war, bezeigten keine Lust zu einem neuen Strauß mit ihm; er wurde daher als Sieger ausgerufen, und ihm Elfriede zuerkannt.

„Dank Euch, edler Graf!" sprach er, sich gegen den Schardenfelser wendend: „Elfriede ist von heute an die Meinige, aber noch bin ich, eines Gelübdes wegen, verpflichtet, unerkannt zu bleiben; ich entferne mich also für jetzt aus Eurem Schlosse, bald wer-

det Ihr mich wiedersehen, und sodann auch den Namen des Scherpenritters kennen lernen; bis dorthin gehabt Euch wohl!"

Mit diesen Worten verneigte er sich tief, wandte sein Roß, und war in wenig Augenblicken verschwunden.

Mißmuthig, daß sie nicht einmal ihren überlegenen Feind kannten, giengen die Ritter auseinander, und nachdem sie den Aerger, daß sie vergebens um Elfrieden gefochten hatten, mit einem Humpen Wein betäubten, schwangen sie sich auf ihre Rosse und jagten in ihre Burgen zurück.

Eben war Horst auf der Burg seines Vaters angekommen, und wurde dort wider sein Erwarten sehr wohl aufgenommen, denn sein Vater erwähnte auch nicht das mindeste von seiner Flucht.

Nachdem er seine Thaten alle erzählte und seinem Vater den Schenkungsbrief einer Grafschaft, die er vom Kaiser erhalten hatte, zeigte, begann er:

„Es ist aber doch ärgerlich, daß Ihr mit dem Schardenfelser gebrochen habt, jetzt könnte ich die holde Elfriede als Gemahlin

auf meine Schlösser führen, und selig in ihrem Besitze dahinleben."

„Elfriede ist so schon für Dich verloren;" entgegnete sein Vater: „ein unbekannter Ritter hat sie als Preis beim letzten Turniere davongetragen; doch es gibt ja der schmukken Dirnen so viele! Suche Dir eine Andere aus, wenn Dich nach einem Weib gelüstet."

O Vater! wenn Ihr Euch entschließen könntet, dem Schardenfelser die Hand zur Versöhnung zu reichen, so wäre Elfriede dennoch die Meinige; denn wißt, jener Ritter, der sie erkämpfte, war ich!"

„Schweig!" rief etwas entrüstet Horstens Vater: „Nie werde ich mich so herabwürdigen, um seine Freundschaft zu betteln, er möchte es für Furcht vor seinen Lanzen halten. Horst, von heute an verbiete ich Dir solche niedere Anträge gegen Deinen Vater, dessen Schwert einst den Gekreuzigten voranblitzte und seine blutige Spur in Palästina's Fluren zurückließ."

„O Vater, laßt Euch bewegen!"

„Noch einmal, schweig! Hab ich den Streit begonnen, oder er?"

„Ihr warfet Euern Handschuh ihm zu Füssen!“

„Er zwang mich dazu durch seine losen Reden!“

„Die ihm der Wein eingab! O wollt ihr Eure Freundschaft, die von Jugend auf felsenfest stand, wegen diesem Augenblick, in dem Euch Beide ein böser Dämon beseelte, auf immer aufgeben? Und wollt Ihr Euren Sohn unglücklich machen, der ohne Elfrieden keinen Reiz mehr am Leben findet?“

„Halt ein! ich könnte sonst so schwach werden, Dir nachzugeben.“

„Ja, so will ich Euch haben; ich will Euch so lange bitten, bis ihr die Hand zur Versöhnung bietet. O, denkt zurück! wie selig Ihr waret, als Ihr noch in Einigkeit mit Eurem Freunde lebtet, wenn ich an Elfriedens Hand am Abend auf's Schloß zurückkam, wie Ihr da Euch die Hände drücktet und lächeltet, uns selbst für einander bestimmtet, und jetzt wollt Ihr diese Liebe, die ihr gebildet habt, zertrümmern?“

„Ich bin bereit zum Frieden, doch wer

soll diesen unritterlichen Antrag dem Schardenfelser hinterbringen?“

„Ich! ich selbst! Unritterlich nennt Ihr das, wenn Ihr Euch versöhnt? O Vater, ich bitte Euch, nennt es edel; ist unsre Pflicht, war es die Eurige nicht, als Kreuzfahrer Demuth und Frieden zu hegen gegen Jedermann?“

„Horst, Du hast gesiegt; hinterbringe ihm den Antrag!“

O, mit welchen Gefühlen stürzte sich Horst an die Brust seines Vaters, wie dankte er ihm dann für seine Einwilligung, und wie schnell vermummte er sich nicht in die Kleidung eines Minnesängers, hing einen falschen Bart um, und machte sich auf nach Schardenfels.

Gastlich aufgenommen, wurde er dort in einen Saal geführt, den er von seiner Jugend auf nur zu gut kannte. Elfriede kredenzte ihrem Vater so eben einen Becher, und überreichte lächelnd den zweiten unserm Horst.

„Ist es erlaubt, Euch ein Lied anzustimmen?“ begann unser Ritter, und da der Schardenfelser solches bejahete, durchlief er die Seiten mit Gewalt, dann wurden die Töne immer sanfter und sanfter, und Horst stimmte

mit

mit rührender Stimme ein Lied an, in dem er die Freundschaft als das höchste Glück anprieß, und seine und Elfriedens Jugendgeschichte verwebte. Immer gerührter wurde der Schardenfelser, und als endlich der Sänger auf seine eigne Geschichte kam, sprang er auf mit dem Ausruf: „Halt ein, Minnesänger! Wer hat Dir dieses Lied zu singen aufgetragen?“

„Mein Gefühl und mein Vater, der Euch die Hand zur Versöhnung durch mich reichen läßt!“ Bei diesen Worten warf er Bart und Mantel von sich und stürzte sich zu den Füßen des alten Ritters.

„Komm an meine Brust, edler Jüngling, da es Dir gelungen ist, uns auf's Neue zu vereinigen; oft schon habe ich es bereuet und ich möchte jetzt nicht minder edel, als Dein Vater seyn.“ Augenblicklich wurde der alte Tannenstein geholt; beide jetzt vereinigte Freunde schwuren sich gegenseitig auf's Neue ewige Freundschaft.

Doch plötzlich umdüsterte sich die Stirne des Schardenfelsers. „Ich habe einen dummen Streich gemacht, daß ich das Turnier

veranstaltete;" hub er an, zu Horst sich wendend: „nun könnte ich Dir doch meine Elfriede zum Weibe geben; aber so gehört sie einem fremden Ritter, der zwar gut fechten kann, von dem man aber sonst weiter nichts weiß, nicht einmal seinen Namen."

„Er heißt Horst von Tannenstein!" entgegnete der wonnetrunkene Jüngling und warf sich, nebst Elfrieden, zu den Füßen der beiden Alten.

„Nehmt unsern Seegen!" huben die beiden Väter an, und führten das junge Brautpaar in die Schloßkapelle, wo sie der Burgkaplan einsegnete.

Am kommenden Tage reiste Horst mit seiner schönen Gemahlin, seiner Grafschaft zu, welche in Schwaben lag. Einige Jahre lebte er überglücklich in ihren Umarmungen dahin; sie hatte ihn schon mit einem Sohn beschenkt, Namens Otto, auf den Horst seinen ganzen Stolz warf.

Eines Abends kehrte er mit seinem Gefolge von der Jagd zurück. Horst war ihnen vorangeeilt, um sich um so eher an die Brust seiner geliebten Gattin werfen zu können.

Eben tönte von der benachbarten Kapelle die Glocke zum heiligen Abendgebet; während dieser Zeit war es bei Todesstrafe verboten, zu kämpfen; selbst Turniere und größere Gefechte mußten so lange eingestellt werden.

Horst bemerkte auf einmal zwei Vermummte, die ein hilferufendes Frauenzimmer mit sich fortschleppten. Ohne sich zu bedenken, jagte er ihnen nach; wie ein Wetterstrahl Gottes fielen seine gewichtigen Streiche auf sie nieder, und bald war das Mädchen gerettet; es war die Tochter eines benachbarten Ritters. Horst gab seinen Leuten Befehl, sie in ihr Schloß zurückzubringen, und erhielt durch die zärtlichen Küsse seiner Gattin den Lohn für seine schöne That.

Schon stieg auf's Neue die Sonne empor und ihre ersten Strahlen vergoldeten die mit Kupfer bedeckten Wartthürmlein auf Horstens Schlosse, als sein treuer Schildknappe, Kunz genannt, bleich und bebend in das Gemach seines, noch auf der Bärenhaut ruhenden Ritters trat.

„Ihr seid verfehmt, edler Herr!“ begann

er; „hier ist der Ladungsbrief der Vehme, man fand ihn heute Morgen am Burgthore steckend.“

Horst nahm ihn ruhig; er lautete also:

„Wir entbinden Dich, Graf Horst, Erbherr von Tannenstein, Pannerherr zu Hohenstein, Asburg, Volkach und Valkenau, Ritter zu Waldeck und Hochburg, turnierfähiger Edler und Herr, vor ein heiliges heimliches Gericht; ist Deine Sache gerecht, so wirst Du nicht ermangeln, heute Nacht in der zwölften Stunde auf einem Kreuzweg zu gehen; dort wirst Du einen Wegweiser finden, der Dich an Ort und Stelle geleiten wird.

Das heilige Vehmgericht:
ein Freigraf nebst sieben Schöffen.“

Horst legte es mißmuthig von sich, ließ sich das heilige Sakrament reichen, und brachte den ganzen Tag im Gebete zu. Ohne seiner Gattin etwas von seiner Ladung zu sagen, verhüllte er sich in einen Mantel, hing sein Schwert um, und stellte sich auf einen benachbarten Kreuzweg.

Bald erschien ein Vermummter und redete unsern Ritter an, was er hier suche?

„Dich!“ entgegnete Horst.

So lege Deine Waffen von Dir! begann der Vermummte. Horst gehorchte, und der Unbekannte band ihm die Augen zu, und führte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, einen weiten Weg mit sich fort, bis sie endlich in die Erde hinabstiegen.

„Halt!“ rief plötzlich der Vermummte, nahm Horstens Binde ab, und schlug siebenmal an die Thüre.

„Ist Horst von Tannenstein mit Dir?“ begann eine Stimme von innen.

„Ja!“ entgegnete der Vermummte.

„So führe ihn herein!“ — Plötzlich eröffnete sich das Zimmer; eine lange schwarze Tafel dehnte sich durch das dunkle Gemach, nur von dem falben Licht einer Spiritus-Lampe erhellt; in einem schaurigen Zirkel saßen ein und zwanzig Vermummte um die Tafel; oben war ein Sitz leer gelassen.

„Seid ihr Alle versammelt?“ rief der Freigraf aus.

„Ja, wir sind drei und sieben!“ entgegneten sie.

Freigraf. Sind die Eingänge alle verschlossen?

Alle. Ja!

Freigraf. Sind auch die sieben Freischöffen zugegen?

Freischöffen. Ja, wir sind's!

Freigraf. Wohlan! so schwört mir, Freischöffen, im Namen des Gekreuzigten, daß ihr wollt gerecht halten ein heiliges Gericht!

Freischöffen. Wir schwören!

Freigraf. Ist kein Fremder, der für mich richtet?

Freischöffen. Ja, es harrt draussen ein Freigraf aus Böhmen.

Freigraf. So bringt ihn auf seinem Platz.

Mit diesen Worten giengen die sieben Freischöffen hinaus, und kamen bald mit einem neuen Vermummten, der, als er Horst erblickte, sichtlich erschrack, doch sich schnell ermannend, seinem Platz zueilte.

Man brachte ihm eine Schaale Wasser, und als er die Hände gewaschen hatte, hub er an:

„Horst! meine Hände sind rein von Blut, ich gelobe es, Dich gerecht zu richten; Dein

Blut komme nicht über mich, Du bist des Todes schuldig.

Horst. Und was bin ich angeklagt?

Freigraf. Du hast während dem heiligen Abendgebet auf offener Landstrasse gefochten.

Horst. Ja, ich gestehe es ein, aber war es nicht Ritterpflicht, das unschuldige Mädchen aus den Händen des Räubers zu befreien?

Freigraf. Ich muß Dich zum Tode verdammen, so ungern ich es auch thue. Freischöffen, richtet Ihr über ihn. — Bei diesen Worten verhüllte er sich tief in seinen Mantel; indessen waren sieben hinausgeeilt, berathschlagten sich über Horst und kamen bald darauf zurück.

Freigraf. Habt Ihr gerichtet?

Alle. Ja!

Freigraf. Wie lautet Euer Richterspruch?

Ein Freischöffe. Da Horst von jeher ein braver Ritter war, und sich nie etwas Schlimmes zu Schulden kommen ließ, so sei ihm das Leben geschenkt; überdieß hat er sich auch, wie es einem Edlen geziemt, auf die erste Ladung hieher begeben, und kann schon in dieser Hinsicht Anspruch auf unsere Nachsicht machen.

Freigraf. Ich dank' Euch, Freischöffen, für sein Leben.

Freischöffen. Doch soll er hier geloben, seinen Sohn dereinst nach Palästina wallfahrten zu lassen.

Freigraf. Ritter Horst, gelobt Ihr es!

Horst. Es sei, ich gebe Euch mein Ritterwort.

Freigraf. Horst, Du bist entlassen, und unser Gericht sei für heute aufgehoben.

Der Vermummte, der ihn herabgeführt hatte, brachte ihn wieder an's Tageslicht, und Horst gieng mit starken Schritten seiner Burg zu. Seine Knechte, die den Ladungsbrief gefunden hatten, äusserten keine geringe Freude, ihren Herrn wieder zu sehen, der jetzt erst seiner Gattin Alles entdeckte. Noch war er nicht lange im Schlosse angekommen, als der Thurmwächter die Ankunft eines Fremden meldete.

Horst ließ den Gast in den Prunksaal führen, und begab sich bald selbst dahin. Gott! wie staunte er nicht, als er in dem Fremden seinen Freund Adelfried erkannte! Lange hielten sie sich sprachlos umschlungen, dann be-

gann Adelfried die Erzählung seiner Abentheuer mit folgenden Worten:

„Als ich von Dir Abschied nahm, um mit Bertha zu ihrem Vater zurückzukehren, hatte das Mädchen mich schon gefesselt; auf dem Hinwege wurde unsere Liebe immer stärker, und wir schwuren uns ewige Treue.

Wir kamen bei ihrem Vater an, der ein reicher Waffenschmidt ist und mir nicht genug danken konnte für die glückliche Rettung seiner Tochter; nur zu bald bemerkte dieser unsere gegenseitige Liebe.

„Herr Ritter!“ begann er eines Morgens, „wenn es Euch Ernst ist, mein Mädchen zu ehelichen, was macht Ihr da für Umstände, und entdeckt es mir nicht schon lange?“

„Ach!“ rief ich aus, „wie kann ich das, da ich nicht das Geringste habe? Wie kann ich daran denken, sie zu beglücken, da ich nicht einmal eine Hütte, viel weniger eine stattliche Burg besitze?“

Lächelnd sagte der Waffenschmidt: „O, wenn es weiter nichts ist, da ist schon Rath zu schaffen; ich gebe meiner Bertha zweitau-

send Goldgulden Aussteuer, kauft Euch um diese Summe ein Schloß und lebt glücklich.“

„Welche Wonne ich bei diesen Worten empfand, läßt sich nicht beschreiben; der Greis hielt auch Wort, und ich hatte das Glück, in Böhmen eine schöne Burg käuflich zu erhalten. Ich zog mit meinen Knechten dem Kaiser zu Hülfe, zeichnete mich durch manche Waffenthat aus und wurde mit einer böhmischen Herrschaft belehnt. Später trat ich zum heimlichen Gerichte, und da ich in kaiserlichen Geschäften hier durchreisen mußte, ward es mir auferlegt den Geheimen beizuwohnen. Wie schmerzlich es mir wurde, über Dich das Todesurtheil zu sprechen, kannst Du Dir leicht denken; doch mein Eid und meine Pflicht zwang mich dazu.“

Lange blieb noch Adelfried auf Horstens Burg; endlich trennten sich die beiden Freunde. Ihre Nachkommen zeichneten sich durch edle Thaten aus, und Horstens Sohn erfüllte das Gelübde seines Vaters und kehrte, mit Ruhm bedeckt, mit Lorbeeren geschmückt, zurück vom heiligen Grabe in die Arme seiner noch lebenden Aeltern.

Der Geist in der Ruine Grauenstein, oder Ritter Waldimir und Emma.

Romantische Erzählung aus den Kreuzzügen.

Der letzte Stern verschwand am dämmernden Horizont, über den Meereswellen schwebte blaß und immer blasser der nächtliche Flor dahin; feurig strahlte aus Osten die Morgenröthe, und ihr Widerschein spiegelte sich auf dem Berggipfel von Golgatha und bestrahlte die heilige Stätte, wo unser Erlöser verblutete. Die duftende Ceder verbreitete ihren Wohlgeruch, und der Oelbaum den kühlenden Schatten; braussend stürzte sich der Strom hinab über die schroffen Klippen; an jedem Halm spiegelten sich Thautropfen, gleich einem blizzenden Diamant, und die schönsten färbigen Vögel verherrlichten durch ihren mannichfaltigen Gesang den festlichen Morgen. Die Natur war so prangend, als hätte sie heute erst die Hand des Ewigen gebildet; kein Wölkchen ver-

dunkelte den Horizont; die Welt schien zum Tempel geheiligt.

Dort, wo sich die Cederwälder lichteten, auf einer weiten Ebene, da strahlte das Zeichen unsers Erlösers auf dem entweihten Boden: denn wenn die Nacht sich herabsenkt mit ihren Rabenflügeln, wenn des Tages Fackel auslöscht und im Wogendunkel erstirbt bis zum kommenden Morgen, wenn sie mit ihren gigantischen Armen die Natur umhüllt, dann lößt sich ein dampfender Nebel von Palästina's blutgedüngten Fluren, dann wandeln die Mannen der Erschlagenen umher, und flehen zum Weltenrichter um Rache empor; ein feuriges Kreuz strahlet über Golgatha's Gipfel, und ein blitzendes Schwert über Jerusalems Zinnen. „Einst werdet ihr siegen!" so tönt es herab in die Tiefe und in die Gräber der Märtyrer, und Zions Burg steht erleuchtet um die Hügel der Seher; und der Nebel zieht sich empor, verschwindend im Gedämmer der erwachenden Schöpfung.

Dort, wo sich das Zeichen erhob, erstreckte sich das Lager der muthigen Christen, vielfarbige Fähnlein blitzten herüber. Schon regten

sich Ritter und Knappen, von allen Ländern vereinigt, im bunten Gewirre, als Ritter Waldimir von Hohenhausen und Rudolph von Bardenstein Arm in Arm einem Cedernwald zugingen; sie setzten sich unter den kühlenden Schatten eines Oelbaums.

„Welch ein herrlicher Morgen! O wie herrlich ist Gottes Schöpfung!“ rief Waldimir aus und drückte die bepanzerte Rechte seines Freundes.

„Einst auch mir herrlich,“ sprach Rudolph mit dumpfer Stimme, „doch nun ein Schauplatz der Verwesung.“

„Armer Rudolph,“ begann Waldimir auf's Neue, „nie sah ich Dich noch heiter; schon oft bewunderte ich Dich im Gefechte, denn wo der Tod sein Siegspanier erhebt, bist Du immer der Erste, Dein Leben achtest Du oft keiner Nadel werth, und doch bist Du im Frühlinge Deines Lebens, wo jeder Andere sich des Daseins freut. Erzähle mir, mein Freund, was sind's für Leiden, die Deine Jugend untergraben? und kann ich Dir mit meinem Leben helfen, ich bin bereit.“

„Mir helfen kann nur der, welcher über

jenen Sternen wohnt, vor dem Myriaden sich im Staube beugen; doch will ich Dir mein Schicksal wohl erzählen.

„Dort, wo sich die Glätscher erheben mit ihrem ewigen Schnee,“ begann Rudolph, „dort wo die Sieben hinabbraußt in's Thal, dort, wo die Unschuld, die Treue nur hauset, erheben sich die Zinnen von Bardenstein, meines Erbguts. Mannhaft erzogen, war ich von frühester Jugend schon für die Jagd eingenommen; mir war kein Fels zu steil, wenn ich der Gemse folgte, und keine Schlucht zu grauenvoll, wenn ich die Fährde eines Bären gewahr wurde. Eines Tages, als ich den weiten Forst durchstreifte, sah ich durch das Gesträuch ein blendendweißes Gewand schimmern; ich eile hinzu, denke Dir mein Erstaunen, als ich ein Mädchen erblickte, ein Mädchen, wie wir uns die Engel nur denken; sie bemerkte mich nicht, da sie eifrigst beschäftigt war, heilsame Kräuter zu suchen, welche in dieser Gegend häufig emporwuchsen. Stille bewundernd stand ich da, Freund! sie zu beschreiben ist unmöglich; schlank, wie eine Tanne, stand sie vor mir, ihr goldlockigtes Haar wallte hinab über den

wo-

wogenden Busen, der den Mieder zu zersprengen drohte; wie eine Rosenknospe, um die der Zephir koßt, war ihr niedlicher Mund, und ihr schwarzes Auge entzündete mein Herz mit dem Feuer der ersten Liebe; kaum berührte ihr Fuß den Grashalm, und ihre Lilienhand machte sie zur vollkommensten Schönheit.“

„Waldimir! da stand ich, das Blut durchbraußte meine Adern, jeder Pulsschlag ward mir fühlbar, ich zitterte, heiß und kalt durchbebte es mich wie ein Fiebertraum. Freund! es war mir, als hätte ich den Himmel errungen; einen Augenblick weilte ich noch, und ich stand vor ihr und erfaßte ihre Hand mit dem Ausruf: Engel in Menschengestalt, wer bist Du?“

„Ich nenne mich Ida!“ begann sie mit bebender Stimme: „Mein Vater dient dem Eurigen als Knappe, und bewohnt eine kleine Hütte im Thale.“

„Und woher kennst Du mich?“

O, ich sah Euch schon oft im Jagdgefolge in unserm Weiler Erfrischungen einnehmen, sprach sie, und senkte die Augen zu Boden und erröthete noch höher.

„Die Sonne verbreitete ihre letzten Strahlen, am östlichen Horizont stieg der dämmernde Vollmond hervor, vom fernen Kirchspiel tönte das Ruheglöcklein; dunkler wurde die Waldung und verbreitete ihre gigantischen Schatten, nur eine einsame Lerche sang noch ihr Abendlied, die duftende Natur war zur Liebe geschaffen; das unschuldige Mädchen lag in meinen Armen. Waldimir, ich brannte vor Liebe, ich sahe keine Scheidewand mehr zwischen mir und ihr, ich vergaß die Pflicht eines Ritters, sie war mir hingegeben — ihre Unschuld floh in meiner Umarmung.“

„Rudolph, das war schlecht!“ rief Waldimir und sprang auf, daß die Schienen seines Harnisches schütterten und der Boden erbebte.

„Unterbrich mich nicht!“ sprach der Ritter, indem er seinen Freund wieder an sich zog: „O! dieser Augenblick des Glückes hat mich viel gekostet.“

„Unser Erwachen war furchtbar, so erwacht nach einem himmlischen Traum ein Schäfer, wenn er den Wolf erblickt, der seine Heerde zerfleischt. Ich hatte das Mädchen beim ersten

Anblick innig geliebt, sie hatte mir Alles geopfert; ich liebte sie jetzt noch inniger, und wir schwuren uns ewige Liebe, ewige Treue!"

„Dieser Ort, an dem unsere Tugend zertrümmerte, war von nun an ein Tempel der Liebe; täglich besuchte ich Ida, täglich erneute sich unser Glück. Schon hatte ein schneidender Nordwind die Bäume entblättert und der Winter seine weissen Fittiche über die Erde gebreitet, als ich sie noch immer besuchte. Eines Tages, denke Dir meinen Schrecken, entdeckte sie mir, daß sie sich Mutter fühle; dieß war ein Donnerschlag für mich; ich hatte den alten Erich, so nannte sich Ida's Vater, genug kennen gelernt, um ihn zu fürchten. Er war nur ein Landmann, aber seine Ehre war ihm heilig; diese Schmach würde er nicht überlebt haben. Waldimir, so oft ich an ihn denke, durchrieselt mich ein kalter Grabesschauer. Es war kein anderes Mittel, wir mußten die Flucht ergreifen. Im Canton Appenzell lebte ein Jugendfreund von mir, zu ihm brachte ich mein himmlisches Mädchen. Er nahm uns gastlich auf; bald wurde Ida von einem todten Kinde entbunden. Ich bot Alles auf, ihr Leben zum

Paradies zu machen, aber vergebens; düstere Schwermuth nagte an ihrem Dasein; sie machte sich die bittersten Vorwürfe, ihre Aeltern verlassen zu haben, und flehte mich, sie ihrem Vater zurückzubringen. Vergebens widersetzte ich mich, nach einem Aufenthalt von drei Monden mußte ich mit ihr zurückkehren in meine Besitzungen. Gott! was erwartete mich da!"

„Das Dorf, welches Ida bewohnte, lag schon vor unsern Blicken, trübe war der Himmel, als schien er unser Schicksal zu verkünden. Vom Kirchthurme herab tönte ein dumpfes Geläute, und ein Leichenzug nahte sich mit langsamen Schritten. Waldimir, ich stand an den Boden gefesselt. Ida lehnte an mir und zitterte. Ich fragte mit Beben: „Wessen Leiche ist's, die ihr zur Ruhe gestattet?" Es war Ida's Mutter, der Gram, die Sehnsucht nach ihrer einzigen Tochter hatte sie hingerafft. Da lag das Mädchen bewußtlos in meinen Armen. „Und ihr Vater?" rief ich in Verzweiflung, indem ich mich dem Leichenzug entgegenwarf.

„Hat Euch und sein Kind mit dem Vater-

fluch belastet und ist aus unsrer Mitte entschwunden.“

In diesem Augenblicke schien ich vernichtet; es war, als müßte sich mein Dasein enden. Ich trug das leblose Mädchen auf meinen Armen bis an das Burgthor und stürzte kraftlos mit ihr zusammen. Ich wurde in ein Zimmer gebracht, woselbst ich in die größte Raserei verfiel. Ein halbes Jahr ward ich als Wahnsinniger behandelt, da war es erst, daß sich meine Krankheit in Melancholie umänderte; nun war ich wieder fähig, nach meinem unglücklichen Opfer zu fragen. Ich erhielt folgenden Brief:

„Rudolph, noch schlägt Dir Ida's Herz mit Liebe entgegen, aber nie werde ich Dich wieder sehen, nie wird mein Herz an den Deinen pochen; wenn Du dieses Schreiben erhältst, bin ich schon weit von hier in einem einsamen Orte. Entfernt vom Getümmel der Welt, will ich den Rest meiner Tage dem Gebete weihen. O Rudolph! uns drückt Vaterfluch! — Eine Bitte habe ich noch an Dich, es ist die letzte in meinem Leben: Ergreife das Schwert für Gottes Ehre und wasche Deine Sünden im Blute der Ungläubigen ab. Rudolph,

ich habe Dir vergeben, liebe Dich noch, aber suche nie mich auszuforschen; um dieses fleht Dich, Deine unglückliche

Ida."

„Das Papier entsank meiner Hand, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich auf's Neue in Raserei gerathen. Ich stand wie vom Donner gerührt, doch endlich sammelten sich meine Gedanken wieder. Ja, für Gott und Dich, Ida, will ich kämpfen — fallen! rief ich aus, ließ mich wappnen, übergab meine Burg, nebst allen Besitzungen, da ich keinen Blutsfreund mehr hatte, meinen braven Burgvogt als sein Eigenthum, wenn ich nicht mehr zurückkommen sollte, denn ich habe mir fest vorgenommen, nie mehr nach Deutschland zurückzukehren, schwang mich auf mein Roß, und unternahm, nur von einem einzigen Knappen begleitet, diese lange, mühselige Reise. Es gelang mir, Konrads Heer anzutreffen; im tiefsten Schlachtgetümmel war ich seit dieser Zeit immer der Erste, ich suche den Tod, doch bis jetzt schien er mich zu fliehen. O! möchte er bald mein Leiden enden!"

Also sprach Rudolph und sank zurück auf

den Grashügel, und eine Thräne befeuchtete des Jünglings Auge.

„Du bist zu bedauern!" rief Waldimir: „Doch vertraue auf den dort oben, er allein ist mächtig, er ist gnädig!"

Kaum hatte der Ritter diese Worte gesprochen, als Kriegstrompeten von allen Seiten ertönten. Beide begaben sich rasch in's Lager zurück und schwangen sich auf ihre Streithengste. Konrad wollte au diesem Tage ein entscheidendes Treffen führen. Von allen Seiten kamen die Krieger zusammen, und ein Lanzenwald erstreckte sich so weit das Auge blickte. Die Sarazenen standen dem christlichen Heere gegenüber. Schon begann von allen Seiten der Kampf auf Leben und Tod. Rudolph hatte sich nach seiner Gewohnheit in die dichtesten Haufen der Ungläubigen gestürzt; Waldimir kämpfte an seiner Seite. Reihen stürzten vor ihnen nieder; aber die Uebermacht war zu groß, sie wurden vom Heere getrennt und umrungen.

„Lieber den Tod, als Sklaverei!" rief Rudolph, und in diesem Augenblick stürzte er, von einer Lanze durchbohrt, zu Boden.

Waldimir wurde vom Pferde gerissen, gebunden und fortgeschleppt.

Ach! er ahnete sein Schicksal nur zu bald. Er wurde an einen Heerführer der Türken, Namens Hassan, verkauft, welcher ihn, gleich vielen Christensclaven, zur schwersten Arbeit verwenden ließ.

Schon waren neun Monden verflossen und Waldimirs Schicksal blieb sich gleich, als ihn eines Tages Hassan vor sich kommen ließ.

„Christ!“ also begann er, „Du scheinst mir von hohem Stande zu seyn; es segelt in einigen Tagen ein Schiff in Deine Heimath, verschaffe mir durch dasselbe die Summe von 1000 Piastern, und Du bist frei.“

Wie hoch schlug Waldimirs Busen bei diesen Worten empor. „Ich bin aus einem edlen deutschen Geschlechte, meine Eltern werden Euch mit Freuden diese Summe übersenden!“ so sprach unser Ritter, und indem er den Türken ein eigenhändiges Schreiben übergab, in welchem er seinen Vater ersuchte, so bald als möglich dieses Lösegeld zu senden, wurde er wieder zu den Sklaven zurückgeführt.

Endlich erschien der sehnlich erwartete Tag,

an welchem Waldimirs Fesseln gelöst wurden; doch mußte er noch einige Zeit verweilen, bis er durch ein absegelndes Schiff Gelegenheit bekam, in seine Heimath zurückzukehren.

Eines Abends hielt sich Waldimir länger als gewöhnlich bei einem Wäldchen auf, welches Hassans Serail begrenzte, jedoch war diese Seite mit einer ungeheuern Mauer umgeben, welche kein Fenster entdecken ließ. Waldimir warf sich auf den Grasboden und stellte Betrachtungen über sein Schicksal an. Es war ein herrlicher Abend; der Vollmond entstieg aus Osten und vergoldete jeden Wolkensaum. Waldimir freute sich der schönen Natur und seiner Freiheit. Es war Alles so stille um ihn her; doch plötzlich erklang eine Laute, und eine Engelsstimme sang folgende Worte:

Holde Himmelskönigin,
Und ihr Heil'gen Gottes alle!
Neigt das Ohr mit mildem Sinn
Einer armen Dulderin,
Daß ihr Lied euch wohlgefalle!
Holde Himmelskönigin,
Und ihr Heil'gen Gottes alle!

Einsam leb' ich und verwais't,
Weggebannt vom Vaterlande,
Wo Euch jede Lippe preißt;
Feindliche Gewalt zerreißt
Des Gelübdes werthe Bande.
Einsam leb' ich und verwais't,
Weggebannt vom Vaterlande.

Doch ich trag' es mit Geduld;
Sollt ich mit dem Himmel rechten?
O, beschirmt mich nur vor Schuld,
So erheb' ich eure Huld
Selbst in bang durchweinten Nächten.
Ja, ich trag es mit Geduld;
Sollt' ich mit dem Himmel rechten?

Was ich habe, bring' ich dar,
Einen treu ergebnen Willen;
Konnt' ich gleich nicht am Altar
Mich mit frommer Schwestern Schaar
In den keuschen Schleier hüllen.
Was ich habe, bring' ich dar,
Einen treu ergebnen Willen.

Meine Mutter weinet fern
Um das Kind, das sie verloren.
Tröste sie, Du tröstest gern.
Sanfte Mutter unsers Herrn,
Den Du auch zum Weh geboren.
Meine Mutter weinet fern
Um das Kind, das sie verloren.

Welke nur die Jugend hin,
Weih' ich ihr doch keine Klage.
Nach Befreiung strebt mein Sinn;
Sieh', ich zähle, wie Gewinn,
Jeden der verfloßnen Tage.
Welke nur die Jugend hin,
Weih' ich ihr doch keine Klage.

Die Töne verklangen allmählig, und hinter den falben Gewölken verbarg sich der Vollmond.

„Unglückliche also!" rief Waldimir; „in dieser feierlichen Stunde der Nacht schwöre ich es bei dem Allmächtigen, Dich aus Deinem Kerker zu erlösen, und sollte es meine Freiheit, mein Leben kosten."

Kaum war die Morgenröthe erwacht, als Ritter Waldimir seine Reise begann; aber nicht nach jenem gewünschten Lande der Heimath, nein, er wandte vielmehr alle Sorgfalt an, das Lager des christlichen Heeres auszuspähen. Nach einer unendlichen Mühe gelang es ihm. Mit welcher Freude unser Ritter aufgenommen wurde, läßt sich leicht denken, doch er bewieß das Gegentheil. Traurig schlich er im Lager umher und sann einem Mittel nach,

das unglückliche Opfer aus Hassans Klauen zu befreien.

Hugo von Werdingen lag, in seinen schweren Panzer gehüllt, vor seinem Zelte auf dem Grasboden, und sein höhnisches Gesicht blickte aus dem halbgeöffneten Visir. Wer diesen Ritter kannte, sah seine Ferse weit lieber, als sein Antlitz. Tapfer, tollkühn konnte man ihn nennen, aber nur wenn es eine Gelegenheit war, seinen Eigennutz zu befriedigen. Seine Falschheit hatte keine Grenzen; er war furchtbar, und es doppelt, wenn er als Freund sich zeigte.

„Ich möchte wohl einmal meine Kräfte wieder versuchen!“ rief er, indem er aufsprang, sich an den tiefsinnigen Waldimir wendend, der eben an ihm vorüber ging: „Man ist ja in diesem Lager gehalten wie ein Dachs, der sich von seinem Fette nährt. Wißt Ihr keine Gelegenheit, meine steifwerdenden Knochen einmal wieder in Bewegung zu setzen?“

Waldimir, der die Falschheit dieses Ritters nicht kannte, stürzte sich an seine Brust. „O Hugo!“ rief er aus, „nur zehn Knappen

und Deinen Arm wünschte ich mir, und wir vollendeten mit Gottes Hülfe die schönste That!"

„Dazu kann Rath werden;" sprach der Ritter: „Edmund von der Saale leistet uns Gesellschaft. Aber unterrichte mich erst von Deinem Vorhaben."

Nachdem Waldimir in möglichster Kürze sein nächtliches Abenteuer vorgetragen hatte, fuhr er fort: „Ja, ich muß sie retten; nie werd' ich es vergessen, so Du mir Hülfe leistest."

„Ich bin der Deinige!" rief Hugo; „für sie zu sterben, oder sie zu retten, sei unsere Losung!" und er schwang seine Streitaxt, daß die Luft davon ertönte.

Am andern Tage standen schon beide Ritter, nebst Edmund und einigen Knappen, vor Konrads Zelte.

„Wir wollen gebeten haben um unsere Entlassung vom Heere. Sind's nicht gewohnt, wie die Maulwürfe in den Löchern zu stecken; auch bedarf man uns in Deutschland höchst nothwendig, denn der böhmische Raubadel brennt unsere Burgen weg, als wären es Bauernhütten;" also sprach Hugo, und stellte sich mit

einem Stolz dem Kaiser gegenüber, als wäre er seines Gleichen.

Konrad säumte nicht lange, einen so gefährlichen Menschen, nebst seinen Freunden zu entlassen. Es war ihm sehr lieb, denselben mit schicklicher Weise auf immer aus seinem Lager zu entfernen.

Nach einem mühseligen Weg durch die dicksten Waldungen (welchen sie aus Vorsicht, verrathen zu werden, einschlagen mußten), gelang es ihnen, in einer stürmischen Nacht Hassans Schloß zu erreichen.

„Beim Gefecht muß man auch eine Fackel haben," brüllte Hugo und schleuderte den ersten Pechkranz bis auf die höchste Altane des Schlosses. Seinem Beispiele folgten die Knappen, und ehe noch die Wachen zur Besinnung kamen, loderten schon helle Flammen empor.

Hugo sprang hinab in den zehn Ellen tiefen Schloßgraben, Waldimir folgte ihm; doch die Uebrigen wagten diesen gefährlichen Sprung nicht. Beide Ritter klimmten an den, an der jenseitigen Mauer hervorsprossenden Gesträuchen empor, und vor Hugo's gewaltigen Streichen zertrümmerten die starken eisernen

Bande des Schloßthors. Da kämpften nun beide Ritter allein; wüthend drangen jetzt die Sarazenen herbei.

„Kämpfe, Waldimir! Tod oder ihre Befreiung! Kämpfe, ich muß Dich einen Augenblick verlassen!" so rief Hugo seinem Gefährten zu und zertrümmerte mit seiner Streitaxt die Ketten der Zugbrücke; sie stürzte krachend hinab, und wie ein Hagelwetter kam Edmund mit seinen Knechten herbei. Die Türken waren nur leicht gerüstet, sie hatten sich keinen Angriff vermuthet, sie wurden fast Alle niedergehauen.

Plötzlich hallten angstvolle Töne aus einem Gebäude, das schon in vollen Flammen stand.

„Dorthin!" rief Hugo von Werdingen; „dort sind die Unglücklichen; brechet die Thüren ein, eilt, ehe es zu spät wird!"

Es wurde augenblicklich vollzogen; eine große Anzahl Frauenzimmer wurden aus dem dampfenden Gebäude herausgeschleppt.

„Gott, Emma von Blankenburg!" rief ein Mädchen: „Gott! sie ist verloren!"

„Wo! wo ist sie?" rief Waldimir. Es

war als sagte ihm eine geheime Stimme: „Das ist jene Sängerin.“

Und das Mädchen streckte die bebenden Hände empor: „Dort, wo schon die Flamme Alles verzehrt, dort oben ist Emma! O! verkürze ihre Leiden, laß sie bald enden!“

Das Mädchen hatte noch nicht ausgeredet, als auch schon Waldimir in die Flammen stürzte; unter seinen Füßen wankte der lodernde Boden, aber dieß schreckte ihn nicht zurück. Er durchirrte die dampferfüllten Gemächer; in einem derselben lag ein Mädchen am Boden ausgestreckt, der Dampf hatte sie wahrscheinlich erstickt. Waldimir ergriff sie, stürzte mit ihr hinab über die wankende Treppe, und kaum hatte er das Gebäude verlassen, so stürzte es in eine dampfende Ruine zusammen, aus deren Schutt dann und wann röthliche Flammen emporzischten.

Die Ritter versäumten keine Sorgfalt, Emma von Blankenburg (denn so nannte sich das Mädchen) in's Leben zurückzurufen. Nach vieler Mühe gelang es, sie eröffnete das große blaue Auge. „Wo bin ich?“ rief sie aus.

„Ihr seid in guten Händen; wir bringen Euch

Euch nach Deutschland zurück;" war der Ritter Antwort.

Nachdem sich das Mädchen erholt hatte, begann sie:

„Ich vermag es nicht, meinen Rettern genug zu danken, aber um Euch einen schwachen Beweis meiner Hochschätzung zu geben, so hört der kurzen Erzählung meiner Leiden; vielleicht vermöchtet Ihr es, meinen Bruder auszuspähen."

„Ich nenne mich Emma von Blankenburg; mein Vater war ein edler deutscher Ritter, ruhig floß meine Jugend dahin, ungetrübt und in den stillen Freuden der Einsamkeit. Nur einen Bruder hatte ich, er nannte sich Berthold. Schon von frühester Jugend an liebten wir uns mit mehr als Geschwisterliebe, nie beleidigte Eines das Andere."

„Wenn Berthold den Tag über sein Roß getummelt, oder mit seinen Gespielen gefochten hatte und am Abend heimkehrte, dann überreichte ich ihm einen Kranz von Feldblumen oder Eichenblättern, die ich sorgsam gepflückt hatte, oder sang ihm ein deutsches Liedchen.

So verfloß unsre Jugend. Aber ach, nur zu bald sollte dieses stille Glück zertrümmert werden. Berthold schloß sich dem Heere wider die Ungläubigen an; ich blieb allein zurück mit meinem Vater; schon von jeher war seine Gesundheit nicht die beste gewesen, nach der Abreise meines Bruders wurde er von Tag zu Tag schlechter und verschied endlich in meinen Armen."

„Da war ich nun allein, verwaist, ohne Freund, ohne Beschützer. Nachdem sich mein Schmerz nur einigermassen gemildert hatte, schrieb ich einen Brief an meinen Bruder, in welchem ich ihn ersuchte zurückzukehren, und seine Besitzungen zu übernehmen. Ich gab denselben einem Pilger, welcher nach Palästina wallfahrtete, mit, aber vergebens harrte ich einer Antwort. Da faßte mich ein kühner Gedanke: Suche Deinen Bruder selbst auf, so dachte ich, und nur von einem treuen Knechte meines Vaters begleitet, als Pilger vermummt, unternahm ich diese gefahrvolle Reise. Schon hatten wir das feste Land durchzogen; schon befanden wir uns auf einem Schiff, als plötzlich jener raubsüchtige Türke, aus dessen Hand Ihr mich befreitet, uns angriff. Nach ei-

nem hartnäckigen Gefecht wurden wir überwunden, gefesselt und fortgeschleppt; nur zu bald entdeckte er mein Geschlecht, ich wurde in seinen Harem geschleppt. Ich sollte seinen schändlichen Begierden willfahren, aber Gott beschützte mich und meine Tugend, denn Ihr kamt endlich wie Engel, mich von diesem Ungeheuer zu befreien."

Bei diesen Worten endigte Emma ihre Erzählung.

„Berthold von Blankenburg!" sprach Edmund von der Saale nachdenkend: „Schönes Fräulein, erschreckt nicht: Euer Bruder hat das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht, er fiel als Held an meiner Seite."

„Gott!" rief Emma und verhüllte ihr Engelsgesicht mit ihrem Schleier: „Gott, mein Bruder!" Aber indem sie sich schnell faßte, reichte sie Waldimir die Hand: „Ich folge Euch nach Deutschland, dort will ich in einem Kloster in heiligem Gebet mein Leben enden."

Waldimir war noch nicht zur Besinnung gekommen, sein Auge war auf das himmlische Mädchen gerichtet. „In einem Kloster!" seufzte er und ließ Emma's Hand nachlässig

aus der seinigen gleiten. Waldimir ahnete es noch nicht, daß die heftigste Liebe für Emma in ihm brannte, welche sich jeden Augenblick vermehrte.

Bald begaben sich die Ritter mit dem Mädchen auf die Reise; sie waren so glücklich, ohne ein Abenteuer auszustehen, ein Schiff anzutreffen, das so eben zum Absegeln bereit war. Sie bestiegen es, die Anker wurden gelichtet, und es schwebte dahin über die Meereswogen.

Es war ein herrlicher Abend. Millionen Sterne spiegelten sich in dem ruhigen Ocean; so weit das Auge schweifte, schimmerte das Mondlicht in den silbernen Wellen wieder. Waldimir und Emma standen auf dem Verdecke, dieses herrliche Schauspiel der Natur betrachtend. Nie hatte ihr Auge so tief in die Werke des Allmächtigen geblickt, ein eigenes Gefühl, eine Freude, zugleich mit Schwermuth vermischt, bemächtigte sich ihrer. Weit über die Erde hin schwebten Emma's Gedanken und verklärten das himmlische Mädchen.

Waldimir stand ganz wonnetrunken vor ihr. Eine unendbare Sehnsucht ergriff ihn. „O, gebt den Gedanken auf, in einem Kloster

Euer Leben zu vertrauern, schöne Emma!" rief er aus. Er wollte noch mehr sprechen, aber sie gebot ihm Stillschweigen. „Ich habe es meinem Schöpfer gelobt!" rief sie aus: „Nichts kann mich wankend machen, und so bald wir in dem Vaterlande ankommen, werde ich meinen Plan in Erfüllung bringen."

Waldimir warf einen schmerzhaften Blick auf Emma, als wollte er ihr sagen: „Wenn Du wüßtest was ich empfinde!" und begab sich in das Innere des Schiffes.

Unterdessen hatte sich ein schneidender Nordwind erhoben, ungeheure Wolkenmassen zogen am Firmament hinan, vereinigten sich zu einer finstern Hülle und verdunkelten das Mondlicht. Ein ferner Donner brüllte, und das Echo des Felsenriffes wiederholte ihn tausendfach; bald kam es näher. Schrecklich braußte der Orkan, von seinem Hauche stürzte der Felsen, wie unter der Sichel der Halm; feurige Blitze durchzuckten die Luft, und wühlten sich zischend in die Meereswellen, die, vom Winde gepeitscht, emporgewühlt, sich zu Bergen gestalteten.

Ströme von Regen stürzten zu gleicher Zeit herab und eine düstere Nacht, nur von dem

Scheine der Blitze Sekunden lang erhellt, verhüllte den stürmenden Ocean.

Emma hatte sich in eine Kajüte geflüchtet. Waldimir verließ sie nicht, er wandte Alles an, sie zu beruhigen, aber vergebens. Nicht gewohnt, ein so furchtbar schönes Schauspiel der Natur zu ertragen, wirkte der Schreck nachtheilig auf ihre Gesundheit.

Nach Verlauf von drei Stunden hatte sich der Sturm gelegt, und da das Schiff nur leicht beschädigt war, so konnte die Reise fortgesetzt werden. Bald kamen sie an dem Ort ihrer Bestimmung an, wo sie das Schiff verließen.

Edmund von der Saale mit seinen Knechten und den Uebrigen trennten sich von Waldimir und Emma, und zogen weiter; nur Hugo von Werdingen verließ ihn nicht, denn seine schwarze Seele hatte einen Plan ausgesonnen, der uns nur zu bald seine Schändlichkeit zeigen wird.

Emma wurde von Tag zu Tag schlechter, man sah sich also genöthigt, einige Zeit zu verweilen. Waldimir wich nicht von ihrem Lager, er belauschte jeden Athemzug, und sein Herz fesselte sich immer mehr an das rei-

zende Mädchen. Durch ihre Jugend, durch die sorgsame Pflege Waldimirs wurde sie bald so weit hergestellt, daß sie das Zimmer verlassen konnte. Waldimir machte kurze Spaziergänge mit ihr, doch noch nie hatte es der Ritter gewagt, ihr seine Liebe zu entdekken, obgleich sie in hellen Flammen aufloderte, und des Jünglings Herz zu zersprengen drohte; er fürchtete sie zu beleidigen. Auch Emma sah den schönen Waldimir, der in der Blüthe der Jahre stand, nicht ungern; aber sie hatte sich fest vorgenommen in einem Kloster ihr Leben zu enden.

Eines Morgens saßen Beide in einem Wäldchen; es war einer der schönsten Frühlingstage, Alles freute sich im bunten Gewirre der Natur; jedes Wesen suchte ein ihm gleiches, das es lieben, in dessen Herz es das seinige bergen konnte. Ein Wesen, das liebend sich ihm nahte, das ihm in seiner Lebenspilgrimschaft geleiten würde, denn wie elend dünken wir uns nicht, wenn wir die Freude, den Kummer unsers Ichs nicht einem theilnehmenden trauten Geschöpf mittheilen können? wenn wir allein dastehen in der großen Welt, ohne Freund-

schaft, ohne Liebe? Dieses Bedürfniß fühlte heute Waldimir mehr als je.

Und mit dem Ausruf: „Theure, grausame Emma, wann erhörst Du mich?“ warf sich der Ritter auf ein Knie vor sein geliebtes Mädchen nieder. Forschend waren seine Blicke auf sie gerichtet, die seinen Himmel in sich schloß. „Geliebte Emma!“ rief er noch einmal aus: „Ja, höre das Geständniß der reinsten Liebe, die ich für Dich empfinde; o, stoß mich nicht von Dir, himmlisches Geschöpf! o, reiche mir Deine Hand, ich geleite Dich als Hausfrau zu meinen Aeltern. Sie werden in uns sich auf's Neue verjüngen! O Emma, laß mich nicht vergebens bitten!“

„Waldimir,“ antwortete sie, jungfräulich erröthend, „wenn je irdische Bande mich fesseln würden, ich gesteh es offen: Ihr wäret es, dem ich meine Hand reichen würde, aber ich habe ein unverbrüchliches Gelübde geleistet, so ich jemals wieder frei würde, unter dem Schleier der Keuschheit den Rest meiner Tage zu verleben. Dieser Schwur ist mir heilig; ich werde Euch immer eine Freundin seyn, mehr verlangt nie von mir, so Ihr mich liebt.“

Diese Worte verursachten einen tiefen Schmerz in Waldimirs Busen, sein Frohsinn war dahin und die schönste seiner Hoffnungen zertrümmert.

Täglich drang Emma auf die Abreise; sie hatte Waldimir versprochen mit in seine Heimath zu ziehen, und von dort erst ein Kloster aufzusuchen. So viel Ausflüchte unser Ritter auch immer machte, sie, die Geliebte seines Herzens noch einige Zeit in seiner Nähe zu erhalten, so mußte er sich doch endlich entschließen aufzubrechen. Es ging denn in langsamen Tagmärschen gegen Straubingen zu, wo Waldimirs Burg sich an den romantischen Ufern der Donau erhöhte.

Je näher sie ihrem Bestimmungsort kamen, desto trauriger wurden Beide; denn obgleich Emma allen Schein vermied, dem feurigen Jüngling ihre Liebe nur im geringsten zu zeigen, so war sie doch, im Grund genommen, eben so leidenschaftlich. Auch Hugo von Werdingen ritt düster neben Waldimir, und man sah es ihm deutlich an, daß er über eine große That brütete; nur zuweilen schielte er aus der buschigten Wimper nach dem schönen

Mädchen hinüber, aber schnell waren seine Augen weggewandt, und er begann von gleichgültigen Sachen zu sprechen.

Eines Morgens endlich strahlten ihnen die Burgthürme von Hohenhausen entgegen; o, wie hoch schlug in diesem Augenblicke Waldimirs Busen! Er stieg vom Pferd, küßte den heimischen Boden, dann faltete er andächtig die Hände und betete mit Inbrunst zum Schöpfer aller Wesen, der ihn aus so vielen Gefahren bis hieher geleitet hatte.

Bald war die Burg erreicht. Mit welcher Freude Waldimir und seine Begleitung aufgenommen wurden, brauche ich nicht zu schildern, es mag genügend seyn, zu sagen, daß beide Aeltern Thränen der Freude vergossen. Auch das Burggesinde drängte sich herzu und freute sich, ihren jungen Herrn wohlbehalten wieder in ihrer Mitte zu sehen.

Waldimir erzählte bald seine Abenteuer, und da Siegberta (so nannte sich die Mutter unsers Ritters) sehr viel auf Religiosität hielt, so läßt es sich leicht denken, daß Emma sehr gelobt wurde. Freilich hätte Siegberta lieber das Mädchen als Gattin ihres

Sohnes umarmt, aber demungeachtet begab sie sich nach Frauenbrunnen (einem Kloster, das nur vier Stunden von Hohenhausen liegt), um daselbst mit der Aebtissin, einer nahen Anverwandtin von ihr, wegen dem Mädchen zu sprechen.

Sie kam bald zurück und brachte die Nachricht, daß in einigen Tagen Emma ihren Bestimmungsort betreten könnte.

Kaum hatte Hugo von Werdingen diese Botschaft vernommen, als er auch am nämlichen Tage noch aufbrach, trotz alles Bittens, noch einige Zeit auf Hohenhausen zu weilen.

„Meine Burg liegt an der Böhmergrenze, ich muß baldmöglichst dieselbe erreichen, sonst laufe ich Gefahr mein Hab und Gut zu verlieren. Lebt wohl, Waldimir! So Gott will, sehen wir uns wieder!“ Also sprach Hugo und drückte seine Sporn in die Seiten des Rosses, daß es wie ein Pfeil aus Hohenhausens Mauern sprengte, und bald vor Waldimirs Blicken verschwand.

„Seltsam,“ sprach der Vater unsers Ritters, indem er den Kopf schüttelte, „daß uns Hugo gerade jetzt verläßt. Ich hätte doch ge-

glaubt, er würde Emma mit in's Kloster geleiten; doch sei dem wie ihm wolle."

Nicht lange dauerte es, so erschien der längst gefürchtete Tag, an dem Waldimir seine Geliebte auf immer verlieren sollte. Er wollte sie durchaus begleiten, aber Emma schlug es ab, weil sie Alles von seiner Liebe fürchtete. Bloß Siegberta und einige Knappen waren ihre Begleitung.

Schon senkte sich der späte Abend hernieder und noch kam niemand zurück.

„Sie werden wohl in Frauenbrunnen übernachten, und ausserdem können sie noch nicht zurück seyn," sprach der alte Hohenhausen und achtete der Sache nicht weiter. Aber Waldimir ahnete ein Unglück. Er schwang sich auf sein Roß, und nur von einem Knappen begleitet, ritt er der Landstrasse entlang. Gott! am Fuß eines Felsens lag seine Mutter, nebst den Knechten, im Blute ausgestreckt. Er sprang vom Pferde, nahm sie in die Arme, und da er noch einiges Leben in ihr verspürte, so hob er sie auf sein Roß und brachte sie zurück nach Hohenhausen.

Durch Hülfe des Burgkaplans (der auch

Arzneiwissenschaft studiert hatte) gelang es endlich, Siegberten ins Leben zurückzurufen; ihre Wunden waren zwar nur leicht, aber der Schrecken hatte ihr eine solche Ohnmacht zugezogen, daß sie sich lange erholen mußte, ehe sie ein Wort sprechen konnte. Endlich begann sie:

„Wir hatten kaum jenen Felsen erreicht, an dem mich Waldimir gefunden hat, als ein Ritter mit geschlossenem Vissir auf uns zusprengte, und von mir Emma von Blankenburg verlangte. Du kannst Dir leicht denken, daß wir uns widersetzten, aber vergebens. Unsere Knappen hatte er bald bezwungen; Emma stürzte an meine Brust. „O, rettet mich!" so rief sie, aber es war unmöglich. Der Ritter verwundete auch mich, riß Emma aus meinen Armen, schleppte sie auf sein Pferd, und jagte mit ihr davon."

„Tod und Teufel!" rief Waldimir: „Ich muß Dich finden, und wärst Du an's Ende der Welt geflohen. Hole meinen Harnisch und wappne mich!" rief er seinem Knappen zu: „Ich muß hinaus in's ungestümme Leben; nie kehrt mein Fuß in diese Burg ohne Emma zurück. Mein Name sei ausgestrichen aus dem

Buche der Gegenwart. Unstätt will ich umherirren, bis ich sie finde, befreie, oder bis ein mitleidiger Stahl mein junges Leben endet!" Also sprach Waldimir, warf sich auf seinen Holsteiner und jagte zum Burgthor hinaus, ein schmerzhaftes Lebewohl rufend.

Schon hatte er sich in den böhmischen Wäldern vertieft und noch keine Spur von Emma gefunden. Trübsinnig ließ er eines Tages sein Roß weiden und warf sich auf den Grasboden. Er lag noch nicht lange da, so hörte er plötzlich das Gestampf einiger Rosse, und zwei Ritter kamen die Strassen dahergeritten.

„Wo hinaus?" rief ihnen Waldimir entgegen.

„Wir ziehen tief in's Böhmerland, sind schon lange fern vom heimathlichen Heerde, und so Ihr uns begleiten wollt, macht es uns viel Vergnügen;" also sprach einer der Ritter, und Waldimir säumte nicht ihren Vorschlag anzunehmen. Sie erzählten sich wechselsweise ihre Abenteuer, und schon waren sie einige Tage zusammen geritten, als eines Abends einer

der Ritter nach einer alten Ruine zeigte, und seinem Freund folgende Frage aufwarf:

„Ob wohl der alte Kuno noch auf Grauenstein nistet?“

„Laß den alten Murrkopf schlafen, mit dem ist nicht viel Scherz zu treiben;“ antwortete sein Begleiter und schlug ein Kreuz.

Waldimir erkundigte sich genauer nach diesem Kuno, und der Ritter begann:

„Es mag wohl schon lange her seyn, daß Grauenstein, ein wahres Raubnest, gebaut wurde; denn seit Menschengedenken steht diese Ruine verfallen und öde. Es ist auch wahr, fuhr er fort, sobald es dort oben auf einer alten Thurmuhr, die wohl vom Teufel aufgezogen wird, zwölf Uhr schlägt, so geht es bunt und lustig zu im Schlosse; da sieht man Lichter und Gestalten an den Fenstern vorüberzieh'n, und lauter Lärm schallt den Berg herab. Doch laßt uns fürder ziehen. Bald erreichen wir ein Kloster, um gut zu übernachten, denn da ist's schaurig und es wird schon dunkel.“

„Ei mit nichten!“ rief Waldimir: „Ich habe vielmehr Lust, dort oben meine Herberge aufzuschlagen; ich muß doch seh'n, was der Alte

spricht, wenn er auch einmal einen Gast erhält."

Vergebens strengten beide Ritter Alles an, ihn von seinem Unternehmen abzuhalten, es half nichts, und traurig nahmen sie endlich Abschied von ihm, den sie als eine Beute des Satans betrachteten.

Waldimir leitete sein Roß an den Abhang des Felsens, auf dem das Schloß glänzend im Abendroth, in die friedliche Gegend herabblickte, band es dort an einen Baum und begann den Fels hinaufzuglimmen. Man bemerkte noch deutlich die Spuren eines Fußsteiges, der aber durch die Länge der Zeit ganz mit Dornen überwachsen war. Muthig arbeitete er sich durch dicht verwachsene Gesträuche von Dornen und Disteln hindurch, und erreichte nach vieler Anstrengung den Gipfel des Berges. Da stand nun vor ihm die majestätische Ruine; dicke Mauern, an denen vergebens der Zahn der Zeit seine Schärfe erprobt hatte, umgaben sie; eine vermoderte Thüre erlaubte ohne sonderliche Anstrengung dem jungen Ritter den Eingang. Er erstieg nicht ohne Gefahr eine morsche Wendeltreppe, die unter seinen

nen Füßen schwankte, und gelangte von da in einem Saal. Die Spinnengewebe hatten ihn mit einer dichten Tapete geschmückt, und viele hundert Nachtvögel ihre Herberge dort aufgeschlagen. Bei Waldimirs Ankunft flogen sie mit großem Geschrei durch die zerbrochenen bunten Fensterscheiben. Alte Harnische und Kriegsarmaturen, die noch den Firniß der Heidenzeit an sich trugen, schmückten die Seitenwände des Zimmers aus. Waldimir hielt sich in diesem Saale nicht lange auf, sondern durchstrich noch eine Menge Zimmer, die wohl noch Spuren ehemaliger Pracht aufzeigten, aber durch die Zeit stark beschädigt waren. Nur ein Kabinet schützte noch ganz vor Sturm und Regen. Aber wie groß war das Erstaunen unsers Ritters, als er einen gedeckten Tisch mit noch warmen Speisen und einen Humpen guten Rheinwein erblickte. Von der Seitenwand her ertönte dumpf und hohl eine Stimme:

„Waldimir von Hohenhausen! sei „willkommen auf meiner Burg, ich erwartete „Dich schon lange."

Ohne thörichte Furcht setzte sich der Ritter zur Tafel und ließ sich's wohlschmecken. Dann

zog er sein blankes Schwert heraus, legte es an seine Seite und schlief gar bald vor Müdigkeit ein; aber nicht lange genoß er der Ruhe, ein verworrenes Geschrei der Nachtvögel schreckte ihn auf. Bald tönten klirrende Tritte durch die öden Gemächer, und ein schneidender Wind pfiff durch die Ruine.

„Waldimir!“ tönte eine rauhe Stimme neben ihm: „Habe Dank, daß Du als Gast bei mir einsprachst. In Deiner Hand liegt meine völlige Verdammniß oder Erlösung. Keiner der Ritter wagte sich vor Dir herauf zu mir, und es wird nach Dir auch keiner mehr erscheinen. Du bist also der Einzige, der durch Muth und Tugend mich erlösen kann.“ Noch stand der Ritter staunend da, als ein blaues Flämmchen vor ihm aufhüpfte. „Folge,“ so tönte von Neuem die Stimme, „ehe noch zwölf Uhr ertönt vom Thurme, dieser Flamme in die Familiengruft dieses Schlosses. Dort wirst Du einen Ritter im offenen Sarge liegend finden. Oeffne sein Visier; doch eile, ehe es zu spät wird.“

„Ich folge Dir, nächtlicher Spucker,“ entgegnete Waldimir, und indem er sein blankes

Schwert ergriff, tappte er durch die finstern, nur selten von einem Mondstrahl erhellten Gemächer, auf alle Seiten sein scharfes Schwert schwingend. Immer noch tanzte das Flämmchen vor ihm und lenkte in einen Gang ein. Unser Ritter folgte dieser Leitung; plötzlich wich der Boden unter ihm und er stürzte hinab in eine schauerliche Tiefe.

Ein dumpfer Leichengeruch füllte dieses von vielen Lampen erhellte Gewölbe. Da lag denn unser Ritter unter vielen Särgen. Endlich erholte er sich von seinem Sturze, und indem er sich mühsam aufrichtete, erblickte er den Geist im offenen Sarge. Er trat hinzu, und muthig stieß er das Visier zurück. Da tönte langsam und feierlich die zwölfte Stunde.

Man denke sich Waldimirs Staunen. Da lag ein Leichnam, seine Augen starr auf ihn geheftet, der erst seit gestern gestorben zu seyn schien. Endlich begann er mit dumpfer Stimme:

„Wende Deine Augen nicht von mir ab, kühner Jüngling, schaue vielmehr die gerechte Strafe des Lasters an meinen Leiden. Schon sind es vierhundert Jahre, daß diese Burg in Trümmern stürzte, und so lange liege auch ich

hier ohne Ruhe. Den Leichnam mit dem Grabesduft muß ich an mir tragen, muß umherirren, fürchtend mein eigenes Ich, und kann die Gnade des Allmächtigen nie erlangen, wenn Du nicht hülfreich und muthig genug bist, für meine Erlösung Dein Leben zu wagen. Ehe ich Dir aber die Mittel dazu und meine Geschichte sage, so schwöre mir zuvor, Dein Gut, Dein Blut und Leben für mich völlig aufzuopfern. Auf dieses reiche mir Deine Hand." Bei diesen Worten erhob er seine Rechte und Waldimir reichte sie ihm muthig. Hu! da ergriff ihn kalter Grabesschauer, und er taumelte einige Schritte zurück.

„Gott hat Deinen Schwur gehört!" sprach der Geist, und begann folgende Erzählung:

„In meinem Leben wurde ich Kuno genannt; nur ein kleines Vermögen und diese Burg hinterließ mir mein Vater, ein tapferer, braver Rittersmann. Schon von Jugend auf legte ich mich auf kleine Streifereien, und machte die Grauensteiner Strasse unsicher. Mancher friedliche Reisende fiel von unsern Streichen und seine Habe in unsre Hände. Manche blühende Dirne verschmachtete in Grauensteins

schrecklichen Verließen. Durch viele glücklich abgelaufene Streifereien wurde ich aufgemuntert, neue zu begehen; ich vermehrte meine Knechte und war so kühn, bei einem sehr biedern Ritter, Ottokar mit Namen, um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Er wieß mich mit Verachtung zurück. Da brütete ich die schrecklichste Rache. In einer stürmischen Dezembernacht brach ich auf mit meinen Knappen; ich ließ die Hufe der Pferde einbinden und näherte mich so still als möglich Ottokars Burg. Durch die dichte Finsterniß, durch den mit Schnee vermischten Regen hatten uns die Wachen nicht zeitig genug entdeckt. Wir stürmten schon an allen Orten, als erst Lärm entstand; ich ließ Pechkränze in die Burg schleudern und unter den lodernden Flammen setzten wir den Sturm wüthend fort. Alles fiel in unsre Hände, Alles stürzte von unsern Streichen, aber vergebens suchte ich Bertha, Ottokars Tochter; er hatte sie weislich in ein nahe gelegenes Kloster gebracht, dieß erfuhr ich von einem Knappen. Mit Ottokars Schätzen beladen, mit seinem Blute bespritzt, kehrten wir zurück; aber bald mit einer noch

größern Macht zog ich nach jenem Kloster. Es war leicht einzunehmen, da es nur schlecht bewacht war. Ich forderte Bertha, sie wurde mir gebracht. Auf den Knieen beschwor sie mich, sie hier zu lassen, aber vergebens, ich übergab sie meinen Knechten. Nachdem ich meine Wünsche befriedigt hatte, untersuchte ich das Innere des Klosters. Da fand ich einen Kirchenschatz von unendlichem Werth; Alles ließ ich einpacken. Monstranzen mit herrlichen Steinen fielen, nebst Kelchen und reichgestickten Meßgewändern, in meine Hände. Froh über diese unschätzbare Beute zog ich zurück, ließ Bertha im Burgverließe schmachten und behandelte sie gleich einer gemeinen Buhlerin. Nicht genug an diesen Schätzen, setzte ich meine Räubereien immer noch fort. Da schlossen fünf mannhafte Ritter der Umgegend einen Bund gegen mich, und als ich eines Morgens die Burgwarte betrat, sah ich von allen Seiten Staubwolken gegen mich heranziehen. Ich erkannte bald die feindlichen Fähnlein, ließ Anstalten zur Vertheidigung machen und lachte nur ihren vergeblichen Versuchen. Zwei Monden hatten sie fast alle Tage zu stürmen begonnen, aber sie

wurden stets zurückgeworfen; doch da sie neue Verstärkung erhielten, begannen sie einen wüthenden Kampf. Siedendes Oel, geschmolzenes Blei, nebst einem Regen von Steinen, Pfeilen und Wurflanzen begrüßte die Stürmer, doch da der Kampf sehr hartnäckig wurde, ließ ich meine Schätze schnell einpacken und durch einen unterirrdischen Gang zu meinem Freund Arnold von Werdingen senden. Nachdem dieß geschehen war, feuerte ich meine Leute an, war an den gefährlichsten Stellen immer selbst und die Stürmenden wurden mit großem Verlust zurückgeworfen und zogen darauf ab. Ich sandte meine Knechte zu Arnold und verlangte meine Schätze zurück. Er ließ mir aber antworten: er hätte Lust eine Kirche zu bauen, und da es so gestohlenes Gut sei, so wollte er es behalten; wollte ich's aber durchaus haben, so sollte ich es mit dem Schwert holen! Ich kränkte mich über den Verlust dieses Schatzes so sehr, daß ich bald in eine Krankheit verfiel und starb. Man trug mich in meine Familiengruft im vollen Harnische, wie ich es verlangt hatte. Meine Knechte nahmen was noch da war, und vertheilten sich, indem sie die Burg leer stehen

ließen. Da zogen die benachbarten Ritter herauf und zerstörten sie, um keinen neuen Räuber hier Aufenthalt zu gewähren. Kaum trat ich vor den Thron des Allmächtigen, so wurde ich so lange verdammt, bis der Schatz wieder dem Kloster zurückgegeben seyn wird. Nur Du kannst dieß vollbringen; an der Böhmergrenze haußt noch ein Urenkel dieses Arnolds. Er hat den Schatz im Besitz, obgleich er aus einer alten Urkunde weiß, daß er jenem Kloster angehört, so hält er ihn doch verborgen. Er nennt sich Hugo von Werdingen; verlange von ihm denselben mit Schwert und Lanze."

„Hugo von Werdingen ist mein Freund;" rief Waldimir: „er ist edel, und Du hast mich gewiß belogen!"

„Schweig!" antwortete der Geist: „Du kennst diesen Hugo nicht, er ist ein schändlicher Betrüger; er ist Dein Feind. Erfüllst Du Deinen Schwur, erstattest Du dem Kloster den Schatz zurück, so wird Emma von Blankenburg Deine Gattin."

„Emma von Blankenburg!" rief mit freudigem Entzücken unser Ritter: „Nun gehe ich für Dich in die Hölle!"

„Horch!“ sprach der Geist feierlich, „schon kräht der Hahn. Lebe wohl! Gedenke meiner Erlösung!“ — Waldimir eilte fort, das Flämmchen leitete ihn an eine Stiege, die aufwärts führte, in den Burghof; bald befand er sich am Fuß des Felsens, wo er sein Roß angebunden hatte. Da schwang sich unser Ritter auf sein Roß und sprengte in das Dickigt des Waldes hinein, seinem nächtlichen Abenteuer nachsinnend.

Kaum vergoldete die Morgenröthe zum zweitenmale den Himmel, da schimmerten auch schon die Zinnen von Werdingen in Waldimirs Augen. Er lenkte sein Pferd in jene Gegend, und nachdem er in's Horn gestoßen hatte, rasselte die Zugbrücke herab und Waldimir sprengte in den Schloßhof. Kaum hatte ihn Hugo von Werdingen erblickt, als er ihn auch als einen alten Freund begrüßte und ihn nach seinem Begehren fragte. Ohne viele Umschweife hub Waldimir folgendermassen an:

„Ich bin beauftragt, so Du ein ehrbarer Ritter bist, einen Schatz zu verlangen, den einer Deiner Ahnherren dem alten Kuno vor-

enthielt und der dem Brigitten-Kloster in Böhmen angehört."

Bei dem Worte „Kuno" schauderte der Ritter heftig zusammen, aber schnell ermannte er sich, warf einen vernichtenden Blick auf unsern Ritter und befahl seinen Knechten, ihn in's Burgverließ zu bringen. Waldimir bereuete zu spät das Unüberlegte seiner Handlung. Da lag er nun in einem dumpfen Gefängniß, wo er vielleicht verschmachtet wäre, hätte nicht der Geist seiner gedacht, denn kaum war es Mitternacht, so klirrten die Riegel und der Geist der Ruine stand vor ihm. „Folge mir," begann er, „unvorsichtiger Jüngling! Danke es dem Allmächtigen, daß er mir Kraft genug gab, Dich aus diesem Verließe zu führen. Lade Hugo von Werdingen bei den Vorgesetzten der Ritterschaft vor ein ehrbares Gottesgericht; das ist das einzige Mittel, seinen Schatz zu erhalten. Der Geist geleitete unsern Ritter durch unterirrdische Gänge hinaus in das Freie, wo sein Pferd schon bereit stand. Waldimir säumte nun keinen Augenblick, den Sitz eines mächtigen Bannerherrn zu erreichen, welches ihm schon am folgenden Tag gelang.

„Edler Herr!“ begann er, als er vorgelassen war: „Ich stamme aus einem edlen Hause Deutschlands und lade den Ritter Hugo von Werdingen vor ein ehrbares Gottesgericht. Er hält einen Schatz, der einem Kloster in Böhmen angehört, gleich einem Räuber verborgen. Der Geist des alten Kuno, von dem so viele Sagen umhergehen, hat mir aufgetragen ihn zurückzubegehren, und da ich ihn verlangte, ließ er mich in's Burgverließ werfen. Ich fordere also, nach den heiligen Rittergesetzen, von diesem meineidigen Ritter Genugthuung.“ — Bei diesen Worten zog er seinen Handschuh ab und der Graf sandte ihn durch einen Herold nach Hugo's Burg.

Das Staunen dieses Ritters gieng über alle Grenzen, als er erfuhr, daß Waldimir dem Burgverließ entwichen sei; doch wurde es noch verstärkt, als der Herold die Ladung brachte. Er konnte keinen Abschlag geben; knirschend warf er sich auf sein Roß, nahm seine schwere Lanze und sprengte zum Wahlplatz. Dort war Alles schon angeordnet, die Herolde hatten Sonne und Wind getheilt. Ein dreifaches Spalier umgab den Streitplatz; auf

einer Erhöhung hatten die Kampfrichter ihren Platz besetzt. Ein Geistlicher hatte zur rechten Hand einen Ehrenplatz eingenommen, den Sterbenden die letzte Weihe zu geben, und eine große Anzahl Volk umgaben die Spalier.

Nachdem der Herold ausgerufen hatte, daß bei schwerer *) Strafe niemand ein Wort reden dürfte, wurden die Kämpfer gerufen. Waldimir hatte nur eine leichte Lanze, welches gewaltig gegen die ungeheure Lanze Hugo's von Werdingen abstach. Nach den gewöhnlichen Zeremonien rannten die Kämpfer zusammen und beide Lanzen splitterten; aber durch den ungeheuern Stoß ward Waldimir aus dem Sattel geworfen. Knirschend raffte er sich auf, und die Schwerter flogen aus der Scheide. Wie Wetterleuchte blitzten die schneidenden Klingen und glitschten an den hellpolirten Harnischen ab. Hugo von Werdingen, der nicht gewohnt war so lange zu kämpfen, nahm alle seine Kraft zusammen, durch einen

---

*) Bei einem Turnier auf Leben und Tod verlor ein Adeliger, welcher ein Wort sprach, sein Roß; einem Bürgerlichen wurde der Daumen abgehauen.

gewaltvollen Streich den Kampf zu endigen, aber Waldimir fing ihn durch eine geschickte Wendung mit dem Schilde auf und stieß sein funkelndes Schwert durch eine Halsschiene in Hugo's Hals, der taumelnd zur Erde stürzte. Der Kampf war geendet. Hugo's Helm wurde abgenommen und der Geistliche gab ihm die Weihe. Da raffte er noch alle die Kräfte zusammen und nannte den Ort, wo er den Schatz verborgen hatte. „Waldimir!" rief er aus, indem ihm das Blut aus dem Mund strömte, ich habe Dich schändlich betrogen — die Geliebte Deines Herzens — Deine geliebte Emma — habe ich — geraubt. — Ich wollte mein strafbares Feuer in ihrer Umarmung löschen, — aber ihre Tugend — stand zu fest. — Da ließ ich sie hinabschleppen — in mein tiefstes Burgverlie—s; — rette sie — und — vergieb mir!" — Er wollte noch weiter sprechen, aber der Tod übereilte ihn, er verschied in den gräßlichsten Verzuckungen.

Es läßt sich leicht denken, daß man keine Zeit versäumte, sowohl Emma aus ihrem Kerker zu befreien, als auch den Schatz seinen Eigenthümern zurückzugeben.

Emma hatte die Erscheinung des Geistes der Ruine von Grauenstein zu dreimalen gesehen, welcher ihr aufgetragen hatte, in kein Kloster zu gehen, sondern dem Ritter Waldimir von Hohenhausen ihre Hand zu reichen. Sie säumte nicht, mit ihm nach seiner Heimath zu ziehen. Welche Freude Waldimirs Aeltern bei seiner Wiederkunft bezeigten, läßt sich nicht beschreiben. Es wurde bald Emma's Hochzeit mit unserm Ritter gefeiert; sie bezeigte sich als eine brave Hausfrau und ihre Liebe zu Waldimir nahm täglich zu. Nach Verlauf eines Jahres beschenkte sie ihren Gemahl mit einem männlichen Erben und ihr Glück hatte den höchsten Gipfel erreicht.

Es war ein schreckliches Gewitter, rauschend braußte die Donau dahin; kein Sternlein zeigte sich am umdüsterten Himmel; nur unter dem schrecklichen Schein der Blitze zeigten sich sekundenlang die Zinnen von Hohenhausen. Da wallte ein einsamer Pilger in dieser fürchterlichen Nacht an den Ufern der Donau dahin. Seine Kräfte schienen ihn zu verlassen; er hob

den Blick zum Himmel und sank erschöpft an den Fuß eines Felsens.

Zum Glück fand ihn ein Fährmann und schaffte ihn mit edler Menschenliebe auf Waldimirs Burg. Nachdem man alle Mittel anwandte, den Unglücklichen in's Leben zurückzurufen, öffnete er das halberstorbene Auge. Düster blickte er im Zimmer umher und seine Augen verweilten lange auf unserm Ritter. Plötzlich raffte er alle Kräfte zusammen und unter dem Ausruf: „Mein Freund!" stürzte er sich an seine Brust.

Waldimir erkannte den ungestümmen Fremdling nicht und fragte ihn theilnehmend nach seinem Namen.

„Wohl magst Du mich nicht mehr kennen," begann der Pilger; „denn Sorge, Gram und Reue haben den Stempel der Verzweiflung in meine Mienen gedrückt. Nun sind es drei Jahre, daß ich im gelobten Lande an Deiner Seite gefochten habe."

„Gott! Rudolph von Bardenstein, Du bist's!" rief unser Ritter: „Aber um des Himmels willen, wie ist es möglich? Du fielst

ja an meiner Seite!" — Da begann der Gast folgende Erzählung:

„Es ist wahr, ich sank, von einer Lanze durchbohrt, zu Boden. Noch hatte ich so viel Kraft, meinen Heiland und Erlöser um Gnade für mich und meine geliebte Ida anzuflehen. Noch hörte ich das Gestampf der Rosse über und um mich, aber plötzlich wurde mein Geist trüber. Es saußte um mich wie ein Waldstrom und endlich war ich ganz bewußtlos!"

„Als ich meine Augen eröffnete, erblickte ich mich in einer Felsenhöhle, die nur von dem düsteren Schein einer Lampe erleuchtet war. Vor mir lag ein ehrwürdiger Greis auf den Knieen; sein weißer Bart floß bis auf den Gürtel herab, und sorgsam lauschte er auf meinen geringsten Athemzug. Ich konnte kein Wort sprechen, so viele Mühe ich mir auch gab. Der Greis bemerkte dieß und winkte mir, mich ruhig zu verhalten. Ich folgte seinem Rathe, und durch seine sorgsame Pflege war ich in Zeit von sechs Wochen beinahe hergestellt."

„Bis jetzt hatte der Greis nicht einmal meinen Namen zu wissen begehrt. Eines Morgens, als wir vor der Felsenkluft auf dem Ra-

sen

sen saßen, entdeckte ich ihm mein Geschlecht.“

„Er sprang auf wie ein Rasender, riß den Dolch aus seinem Gürtel, um mich zu durchbohren, aber plötzlich ließ er ihn mit den Worten zu Boden fallen: „„Nein, von meiner Hand sollst Du nicht sterben, meinhafter Bube! Dein Gewissen wird Dich ewig peinigen. O, triumphire, daß Du diese weißen Locken mit Schmach bedecktest, daß Du meine Ida, mein geliebtes Kind verführtest!““

„Waldimir, wie mir bei diesen Worten zu Muthe war, ist keiner Beschreibung fähig.“

„Ja, triumphire, daß ich an einem Stabe bis hieher mich schleppte, um Dich, Abschaum der Menschheit, nie wieder zu sehen, daß ich thöricht genug war, Dein Leben zu retten, da Du das meinige auf immer verbittert hast. Auch hier in dieser Einsamkeit verfolgst Du mich und giessest noch mehr Wermuth in meinen Leidenkelch. Sprich, wo hast Du meine Ida gelassen? Unglücklicher, wo ist sie?“

Ich erzählte ihm offenherzig den ganzen Vorfall mit meinem geliebten Mädchen, wie sehr es mich reute und wie ich schon Alles aufgeboten hätte, es wieder gut zu machen. Ja

ich wollte sogar, trotz aller Hindernisse, das unglückliche Mädchen ehelichen, wenn ich sie jemals wieder finden würde.

Da zog der Greis ein Papier hervor, in dem er ein Miniaturgemälde an einer goldenen Kette in Baumwolle eingehüllt hatte. Sind Deine Aeusserungen rein? Bist Du entschlossen, Deinem Schlachtopfer die Ehre wieder zurückzugeben, so höre folgende Erzählung:

„Ida," begann er, „ist nicht meine Tochter; als ich mit Deinem seeligen Vater einst nach Wien reiten mußte, fand ich nahe bei Straubing ein kleines Mädchen in ein sauberes Tuch gehüllt; ich erbarmte mich des Würmchens. Da sah ich dieses Gemälde an ihrem Halse hängen. Leicht wäre es vielleicht gewesen, dadurch ihre Aeltern ausspähen zu können, doch da ich selbst kinderlos war, so äusserte ich nicht das Geringste und zog sie ganz wie meine Tochter auf. Meine Liebe zu ihr hatte keine Grenzen. Ich lebte glücklich, — Ida war mein Alles, bis Du mir meine Hoffnung zertrümmert hast."

Rudolph, wenn es noch möglich ist, so mache Dein Unrecht wieder gut; suche sie und

ihre Aeltern auf, und vergüte am Altar den Schandfleck, den Du auf sie geladen hast; dann werde ich Dir verzeihen. Was mich betrifft, so will ich hier mein Leben enden. — Er überreichte mir das Gemälde, auf der andern Seite desselben war ein mir wohlbekanntes Wappen.

Bei diesen Worten hielt Rudolph ein, und blickte auf Waldimirs Aeltern. Erbleichend saßen sie da und harrten mit banger Erwartung der Entwicklung.

Ich habe früher nicht erwähnt, daß Waldimir in seinem zarten Knabenalter eine Schwester hatte, welche aber geraubt wurde. Es hatte sich nämlich zu damaliger Zeit eine Bande von Spielleuten und Bänkelsängern in der Umgegend von Hohenhausen aufgehalten. Kaum waren sie fortgezogen, so war auch Mathilde (so nannte sich die Schwester unsers Ritters) verschwunden. Wie sie in die Hände des Greises kam, weiß ich nicht zu sagen, kurz, Rudolphs geliebte Ida war niemand anders, als das verlorne Mädchen.

Schon am andern Tage ließ Waldimir Anstalten zu ihrer Entdeckung machen. Beide Ritter begaben sich auf die Reise. Schon hat-

ten sie Böhmen und Baiern durchzogen, und nicht das Geringste entdeckt. Schon hatten sie den helvetischen Boden betreten, da kamen sie eines Tages in ein kühlendes Wäldchen. Traurig warfen sich die Ritter auf den Boden, um einiger Ruhe zu genießen. Rudolphs Augen spähten forschend umher, und plötzlich gewahrte er ein Monument mit frischen Blumen umschlungen. Er erhob sich, indem er Waldimir darauf aufmerksam machte, und Beide traten näher hinzu; da fanden sie folgende Inschrift:

„Hier Rudolphs Denkmal, dort sein Geist."

Noch hatten sie nicht lange dagestanden, als sich ein verschleiertes Frauenzimmer näherte; in ihrem Arm trug sie ein mit Blumen gefülltes Körbchen. Unsere Ritter hatten sich hinter einem Gebüsch verborgen. Das Mädchen streute die Blumen an dem Grabmahl nieder, nachdem sie heftig geweint hatte, und wollte sich wieder entfernen.

In diesem Augenblick aber erkannte Rudolph seine Geliebte, seine Ida; jetzt konnte er sich nicht mehr halten, er trat hinter dem Gebüsch hervor. „Ida!" stammelte er und seine Arme waren nach dem Mädchen ausgebreitet.

Sie schreckte empor. „Gott!“ rief sie, „ist's Dein Geist, Rudolph!“ und in dem Augenblick lagen sie sich in den Armen. Diese Scene des Wiedersehens zu beschreiben, will ich einem größern Dichter überlassen. Nachdem sich der erste Rausch des Wiedersehens gelegt hatte, führte sie Mathilde in ihre Hütte, welche nicht weit von diesem Platze entfernt war. Sie hatte, seitdem sie sich von Rudolph getrennt, ein reines, gottgeweihtes Leben geführt. Die ganze Umgegend betrachtete sie als eine Heilige. Nachdem sich die Ritter mit einigen Erfrischungen gelabt hatten, begaben sie sich mit Mathilden auf die Heimreise. Welche Freude Waldimirs Aeltern hatten, ihre verlorne Tochter wieder zu erhalten, läßt sich leicht denken. Rudolph ehelichte bald seine Geliebte. Schon war das Hochzeitfest zubereitet, schon saßen die Gäste beim Mahle, da öffnete sich plötzlich das Zimmer und der Geist der Ruine Grauenstein trat herein. Alle Ritter bebten erschrocken zurück; doch Waldimir winkte ihnen ruhig zu seyn und des Kommenden zu gewärtigen.

„Habe Dank, Waldimir,“ also begann

die Spuckgestalt, „daß Du mich völlig erlöst hast. Ewiges Glück und Segen sei über Hohenhausen! Aber noch ist einer Eurer Familie unglücklich; erinnert ihr Euch in Eurer Freude des alten Erichs, Ida's Erzieher, nicht? Eilt hinab gegen Abensberg; Ihr werdet ihn auf der Strasse dem Verschmachten nahe finden." Bei diesen Worten zerfloß die Gestalt in einen Nebel.

Sämmtliche Ritter schwangen sich auf die Rosse und fanden auch einen alten Pilger, in dem sie bald Erich erkannten. Er war, um seine Tochter noch einmal zu sehen, aus Palästina gepilgert und lag in dem Zustand da, in welchem ihn der Geist geschildert hatte. Man brachte ihn nach Hohenhausen, wo er bald wieder zur Besinnung und Kraft kam.

Nun war die Freude ganz ungetrübt. Rudolph und Waldimir trennten sich nie mehr und ihr Geschlecht und Wappen grünt noch bis auf den heutigen Tag.

Anton von Siebeneck

und

Ursula von Weissenburg,

oder

die Entdeckung des Siebenbads

in der Schweiz.

Meist

wahre Geschichte des XIV. Jahrhunderts.

Im Jahr Christi 1415 ereignete sich im untern Siebenthal folgende meist wahre Geschichte:

Das Siebenthal war damals eine öde, verwilderte Gegend; ungeheure Felsenmassen, die ihre beeisten Gipfel bis in die Wolken erhoben, verdunkelten das liebliche Sonnenlicht und waren nur ein Aufenthalt der leichtfüßigen Gemse, oder des Steinadlers. Noch nie hatte der Fuß eines Sterblichen diese Felsen betreten; doch weiter hinab, wo der Schnee ein Ende nahm, wo in lieblich blühenden Triften das zahlreiche Hornvieh weidete, wo der Farbenschmelz von tausend verschiedenen Blumen und heilsamen Kräutern sich ausbreitete über den Wiesenteppich, da fand man einzelne Hütten, bewohnt von friedlichen Hirten, die in ungestörtem Nomaden-Leben das Thal bewohnten;

auch feste Schlösser und Klöster konnte der staunende Wanderer erblicken, die zerstreut auf den Bergen dalagen, majestätisch der Zeit trotz bietend. Durch dieses verwilderte Thal schlängelte sich die anmuthige Sieben und erfrischte mit ihren ruhigen Wogen die liebliche Landschaft. Tapfere Ritter, Kapläne und Mönche führten in dieser Gegend ein ungestörtes und heiteres Leben.

Nahe an dem lieblichen Dorfe Farrnstädten, da wo jetzt Darresstädten erbaut ist, lag ein großes und altes Augustinerkloster, und an den Ufern der Sieben, nicht weit von da, auf einer Anhöhe, erhoben sich die Zinnen und Warthürmlein der alten Weissenburg, wo der tapfere Ritter Johannes von Weissenburg mit seiner tugendsamen Ehehälfte Kunigunda von Riedburg ein stilles und andächtiges Leben führte.

Kunigundens Vater war ein tapferer Ritter gewesen, doch hatte er seine Tochter in einem Kloster erziehen lassen, und so wurde ihr schon von Jugend auf die Religion nicht nur eingeprägt, sondern sie beinahe zur Schwärmerin umgeschaffen. Schon war sie im Begriff

den Schleier zu ergreifen und eine geweihte Himmelsbraut zu werden, als Ritter Johannes, der eben von einer Fehde zurückkehrte, bei dem alten Riedburger um ein Nachtlager ansuchte. Kunigunde war gerade damals auf dem Schlosse ihres Vaters. Johannes lernte sie kennen und lieben, und nur seine gleichfalls ausgezeichnete Frömmigkeit konnte Kunigunden zu dem Entschluß bewegen, ihm ihre Hand zu reichen. Er führte sie als seine Ehegattin auf sein Schloß, wo er in grossen Verbindungen und freundschaftlichem Fuß mit den Mönchen des nahen Klosters lebte, und so konnte es nicht fehlen, daß die Weissenburg ein wahrer Sitz der Frömmigkeit wurde; doch unterließ er auch nicht, lustige Feste anzustellen und verschmähten keineswegs einen vollen Humpen im traulichen Kreise zu leeren. Für den Weissenburger wurde mancher Rosenkranz in dem Augustinerkloster gebetet, mancher Wunsch gehegt, daß sein erlauchtes Geschlecht noch lange fortblühen möchte, aber ach! trotz allen Gebeten, Kasteyen und Geisseln der frommen Brüder, schenkte ihn doch Kunigunde nur eine Tochter, welche in der

Taufe den Namen Ursula erhielt. Nur die ausgezeichnete Schönheit des Fräuleins, die im ganzen Siebenthal berühmt wurde, konnte den alten Ritter einigermassen trösten; sie war aber auch ohne Gleichen, und konnte durch ihre Seelengüte nie übertroffen werden. Es war kein Nothleidender, den Ursula nicht Hülfe leistete, auch war sie sehr erfahren heilsame Kräuter zu finden, da sie von den Mönchen schon frühzeitig in Allem unterrichtet wurde, und verschaffte dadurch manchem Kranken freundschaftliche Hülfe.

Doch unter allen Mönchen, die auf die Weissenburg kamen, zeichnete sich besonders Anton, ein junger Zögling des Klosters, aus. Er stammte von dem edlen Geschlecht der Siebenecker, deren Vorfahren sich schon am heiligen Grabe Lorbeeren erwarben und gewaltig auf ihren Burgen hausten; aber Antons Vater war zu stolz, seine Besitzungen zwischen seine beiden Söhne zu theilen und so sein Geschlecht nicht glänzend genug zu wissen. Rudolph, der Aelteste, wurde zum Erben aller Schlösser und Güter eingesetzt, Anton aber mußte sich entschließen, in dem Klo-

ster Ferrenthalen als Laienbruder einzutreten, noch hatte er den Orden nicht angenommen, aber demohngeachtet wurde er, durch seine Weisheit und Religiosität, von Allen, die ihn kannten, geliebt und geachtet. Er war Kunigundens Liebling und wurde auf der Weissenburg wie das Kind vom Hause gehalten; auch Ursula konnte sich nicht verschweigen, daß sie dem jungen Siebenecker mehr als gewogen sei.

Nicht weit von der Weissenburg erhob sich ein furchtbares Felsenschloß, schrecklich dem friedlichen Wanderer und noch schrecklicher den schmunken Dirnen der Umgegend; denn dort hauste ein Abschaum der Menschheit, ein furchtbarer Raubritter, Jost von Wulfingen geheissen, mit dem Beinamen der Schreckliche. Es ist wahr, kein tapferer Degen konnte weit und breit gefunden werden; nur selten schnallte er seinen schweren Panzer ab und lebte beständig in Fehde mit seinen Nachbarn, sein Schwert war wie eine vernichtende Sichel, doch gebrauchte er es nicht, um die Unschuld zu schützen, oder dem Schwachen beizustehen, wie es seine Pflicht als Ritter heischte, nein, nur zu schändlichen

Thaten blitzte sein Stahl, seine Vasallen behandelte er nicht als freigeborne Schweizer, sondern als Leibeigene, und wehe dem, der es gewagt hätte, einen seiner Jagdhunde zu beleidigen, er konnte es im Burgverließ lange bereuen.

Jost von Wulfingen hatte sich schon einmal verehelicht mit Ludmilla von Streitforst; doch dieß verdient einer nähern Beschreibung.

Albert von Streithorst war ein mannhafter Ritter und war lange Zeit im gelobten Lande gewesen; dort erwarb er sich Schätze, mit denen er bei seiner Zurückkunft eine Burg erkaufte und mit seiner Ehegattin friedlich hauste. Ludmilla war das Pfand ehelicher Liebe, und sie wurde auch, als Streithorsts einzige Erbin, würdig erzogen. Schon hatte sie ihren achtzehnten Frühling zurückgelegt, als sie eines Morgens ganz allein im nahe gelegenen Wald lustwandelte. Auf einmal springen zwei Vermummte aus dem Gebüsch, und trotz allem Hülferufen, schleppen sie die Unglückliche mit sich fort. Schon sind sie ihren Rossen nahe, schon heben sie das Fräulein auf einen Hol-

steiner, als plötzlich Jost, der gerade an dem Morgen zur Jagd geritten war, mit seinem Gefolge aus dem Gebüsche hervorstürzte, die Räuber niederwarf und das Fräulein befreite.

Obgleich Wulfingen so würdig eines Ritters hier auftrat, brannte sein Inneres doch von schändlichen Trieben, und nur der Gedanke, Ludmillen, die einzige Erbin der Streithorstischen Güter, vielleicht als Braut heimzuführen, hielt seine Leidenschaften im Zaum. „O, es ist ein schöner Tag,“ hub er an, „der mich Euch retten ließ.“

Das Fräulein dankte ihm in den rührendsten Worten und lud den Ritter ein, sie auf die Burg ihres Vaters zu begleiten. Jost von Wulfingen ließ sich das nicht zweimal sagen, und geleitete Ludmillen nach Streithorst, wo er von ihrem Vater mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen wurde. Er mußte einige Tage auf der Burg bleiben, dann kehrte er wieder auf sein Felsennest mit der süßen Ueberzeugung zurück, Ludmillens Herz durch seine glatten Worte schon halb gewonnen zu haben.

Seit diesem Tage kam Wulfingen sehr

oft auf die Burg des alten Streithorsts und als er sich eines Tages mit dem Fräulein allein befand, entdeckte er ihr seine feurige Liebe mit den schönsten Worten. Ludmilla konnte ihm nicht widerstehen, sie willigte in seine Wünsche, und nach Verlauf einiger Tage hielt Wulfingen bei Albert um die Hand seiner Tochter an; sie wurde ihm zugesagt, mit glänzenden Festen die Hochzeit gefeiert, und dann folgte Ludmilla ihrem Gemahl in das Siebenthal auf sein Schloß. Einige Jahre lebte sie glücklich, obgleich Jost sie schon im ersten Jahre satt hatte; er ließ sich zum mindesten nichts scheinen und behandelte sie immer noch so leidentlich, aber ach! ihr Schicksal sollte bald schrecklich werden.

Eines Morgens hatte sich Jost von Wulfingen auf der Jagd zu tief in das Dickigt begeben und konnte keinen Ausweg mehr entdecken; er ging also auf Geradewohl der Lichtung der Bäume zu, kam aber doch erst am Abend aus dem Wald und in eine ihm ganz unbekannte Gegend. Noch in weiter Entfernung lag eine Burg vor ihm; versichert, für die heutige Nacht dort Gastfreundschaft zu finden,

den, ging er rasch darauf zu und erreichte sie auch nach einigen Stunden. Auf sein Begehren, die Nacht dort zu verweilen, wurde ihm das Thor eröffnet und er in den Saal geführt; bald erschien das Burgfräulein und kredenzte ihm den schäumenden Becher. Vor ihrer Schönheit mußte Ludmillens schwaches Bild entschwinden.

Sie nannte sich Ida von Forsteck. Wulfingen gab sich für unverheirathet bei ihr aus und unterhielt sich mit dem Fräulein bis tief in die Nacht hinein; am Morgen kehrte er zurück auf sein Schloß, doch war er von nun an ganz kalt gegen seine Gattin. Oft ritt er nach Forsteck und trieb seine Buhlschaft fort, um die nur ein Knappe wußte, der sein Vertrauter in allen seinen schändlichen Handlungen war, und Kunz der Stählerne genannt wurde. Immer weiter ging sein Vergehen, ja er versprach sogar dem Fräulein die Ehe, und hatte die Kühnheit, bei ihrem Vater um sie anzuhalten. Der Schändliche hatte während diesen Unterhandlungen Kunz den Auftrag gegeben, Ludmilla aus dem Wege zu schaffen; der Knappe machte seinem Herrn Ehre: er goß

eines Abends einen betäubenden Trank in einen Becher Wein und brachte ihn seiner Gebieterin. Ohne Argwohn leerte ihn Ludmilla, und als sie bald darauf besinnungslos dalag, schleppte er sie in einen unterirdischen Thurm, und ließ auf der Burg die Gebieterin als todt beklagen; ja es wurde sogar Ludmillens Leichenbegängniß feierlich veranstaltet, und Niemand argwöhnte die grausame That.

Jost von Wulfingen hatte sich während dieser Zeit mit Ida verehelicht, und da er sich für einen böhmischen Ritter bei Ida's Vater angegeben hatte, zog er mit seiner Gemahlin nach Drachenstein, einer ihm zugehörigen alten Burg im Böhmer Land, lebte dort einige Jahre mit seiner neuen Gemahlin, die aber plötzlich verschwand und ihm so eine neue Wahl frei ließ. Jetzt kehrte er wieder in das Siebenthal zurück und trieb schon seit einiger Zeit seine Räubereien auf's Neue.

Eines Morgens war Kunz, Wulfingens Vertrauter, zur Jagd geritten; er jagte längs der Sieben gegen Daresstätten hinab, und da er zu lange seinem Vergnügen nachzog, über-

raschte ihn, ehe er es noch gedachte, die Nacht. Viel zu spät war es, auf die Burg seines Herrn zurückzukehren, und da die Weissenburg nur eine kleine Strecke von ihm lag, so trug er keinen Anstand dort Nachtquartier zu suchen. Daß man bei Johannes gastlich aufgenommen wurde, kann man aus dem Vorhergegangenen leichtlich schließen. Er wurde in den Saal geführt, wo sich das Fräulein Ursula befand; sie reichte ihrem Vater so eben den blinkenden Pokal. Ihre Schönheit bezauberte den Knappen, und obgleich ihn Ursula nur einiger flüchtigen Blicke würdigte, so machte doch der Schändliche den Plan, seinem Herrn das Fräulein zur Gattin vorzuschlagen.

Kaum war er des andern Tages bei Wulfingen wieder angekommen, so schilderte er ihm das Fräulein in so überredenden Worten, daß der Ritter seine Neugierde nicht länger zähmen konnte; Ursula zu sehen, wo möglich mit ihr zu sprechen, war sein Entschluß, doch wollte er nicht erkannt seyn auf der Weissenburg, bevor er das Fräulein seiner Hand würdig befunden hätte. Er vermummte sich daher

in die Kleidung eines Minnesängers, und trat den Weg nach der Weissenburg an.

Als er dort angekommen war, gab er vor, nach Rom zu wallfahrten, und stellte sich äusserst heilig. Durch diese gleißnerischen Reden, über die er im Stillen selbst lächelte, gewann er das Herz des alten Johannes, und auch Ursula blickte ihn freundlich an und bat ihn, ein Lied zu singen. Da ergriff er die Zitter, die er schon als Ritter meisterhaft spielte, durchlief ihre Saiten und sang:

Wo Sankt Peters wundervoller Dom
Sich erhebt im prächtig schönen Rom,
Wo die Herrlichkeit des Himmels thront,
Und der liebe heil'ge Vater wohnt,
Dorthin, dorthin will ich ziehen,
Wo des Himmels Früchte blühen.

Hin zu seinen Füßen fall' ich gern,
Ihn umleuchtet unsers Glaubens Stern,
Und im Dom, der zum Gebet sich beut,
Strahlt vom Himmelszelt die Herrlichkeit.
Dorthin, dorthin will ich ziehen,
Wo des Himmels Früchte blühen.

Wollte einst am heil'gen Pilgerstab'
Fernhin wallen zu des Herrn Grab,

Wollt' Moreas Strahlengipfel schau'n,
Eine Hütte mir am Oelberg bau'n.
Dorthin, dorthin wollt' ich ziehen,
Wo noch höh're Früchte blühen.

Wollte Nazareth mit Augen seh'n,
Und auf Golgatha zum Mittler fleh'n;
Aber ach! mir ward es nicht gewährt,
Nur nach Rom die Wallfahrt mir beschert.
Dorthin, dorthin will ich ziehen,
Wo des Himmels Früchte blühen.

Hier endigte er, seine Augen ruhten auf dem Fräulein, sein Innerstes war von ihren Reizen ergriffen; doch brannte er nur für sinnliche Liebe. Sie muß Deine Gattin werden, sagte er bei sich selbst, und koste es auch was es wolle. Bald kehrte er zurück auf sein Schloß, warf die ihm lästige Maske ab, und hüllte sich wieder in seinen Panzer.

Bei einem bald darauf folgenden Kampfspiel, welches auf der Weissenburg gehalten wurde, stellte sich auch Jost von Wulfingen unter die Kämpfenden. Ein langer Reiherbusch floß über seinen blau angelaufenen Helm, der mit der übrigen Rüstung einstimmte; eine weiße, mit Silber durchwirkte Feldbinde flatterte über seinen

schuppigten Brustharnisch. Majestätisch saß der Ritter auf seinem stolzen Rappen, der in kurzen Sprüngen mit schwankendem Haupt einhertrabte, sich seines Ranges bewußt, den tapfersten Ritter zu tragen.

Ursula mußte an diesem Tage die Preise vertheilen; in einem weißen Gewand mit einer Diamantschleife am Busen befestigt, stand sie auf der Erhöhung, wo ihr zur Seite Johannes von Weissenburg seinen Platz eingenommen hatte.

Als Wulfingen in die Schranken sprengte, waren alle Augen auf ihn gerichtet. Jeder der anwesenden Ritter bezeugte sein Mißvergnügen über seine Erscheinung; nur Ursula's Vater hielt seinen Stolz geschmeichelt, daß der Wulfinger auf seinem Turnier kämpfen wollte. Bald wurde das Zeichen zum Anfang des Kampfspiels gegeben, bald warfen die anwesenden Ritter sich aus dem Sattel; doch Jost saß so fest, als machte er mit dem Pferde nur einen Körper aus, und vor seiner gewichtigen Lanze mußte jeder Andere weichen. Er wurde zum Sieger ausgerufen, und Ursula sah sich genöthigt, mit ihm im Schloßsaal

den Ehrenreihen zu tanzen; auch mußte sie, nach dem Willen ihres Vaters, die Zierde der Abendtafel ausmachen und Wulfingens Lobeserhebungen anhören. Endlich konnte sie auf ihr Zimmer kommen, wo sie sich um so lieber dem Schlaf in die Arme warf, da ihr der Tag so viel Unangenehmes zugezogen hatte, denn obgleich Wulfingen ein kühner und tapferer Mann war, so konnte sie ihn doch nur verachten, da sie nichts als Böses von ihm gehört hatte.

Indessen wurde der Humpen im Schloßsaale noch weidlich herumgelangt, und bald drehte sich der Saal um die benebelten Köpfe der Zechenden. Jost befand sich an Johannes Seite und nöthigte ihn einmal über das andere, einen Becher Wein mit ihm zu leeren; endlich brachte er die Unterredung auf Johannes Tochter.

„Aber das Fräulein," begann er, „ist das schönste Mädchen, das ich in meinem Leben gesehen habe; ich kann nicht umhin Euch offenherzig zu gestehen, daß sie mein Innerstes mit Liebe erfüllt hat, und daß ich nur den Wunsch zu hegen im Stande bin, sie als meine Gemah-

lin auf meine Schlösser zu führen. O, wenn Ihr mir Eure Einwilligung geben wolltet, wie würde ich mich bestreben, Eure Tochter zum glücklichsten Weibe zu machen! Ihr wißt, was ich ihr anbieten kann: von meinem Warthurm erblickt Ihr gegen Norden und Westen zwei feste Schlösser, sie sind mein Eigenthum; gegen Mittag ein liebliches Thal und das Dorf Neuwied, und gegen Morgen meine Besitzungen im Siebenthal. Alles dieß würde ich gern für Eure Tochter hingeben; ich verlange von Euch nicht die geringste Aussteuer! Mög't Euer Schloß dem Augustinerkloster verschreiben und Euch so eine Staffel im Himmel bauen.“ Bei diesen Worten warf er einen bedeutenden Wink auf einen neben ihm sitzenden Mönch, den er schon früher gekannt hatte; der Klosterbruder verstand ihn und wandte sich mit folgenden Worten gegen den Weissenburger:

„Herr Ritter, wenn ihr den Rath eines armen Mönches nicht verschmähen wollt, würde ich Euch selbst rathen, dem Ritter zu folgen und Eure Tochter zu so hohem Glück zu bringen; könnt dann ein Gestift anordnen und viele hundert Messen für Eure arme Seele lesen lassen.“

Johannes von Weissenburg, dem an diesem Abend der Wein zu sehr gemundet hatte und der überdieß einen Mönch beinahe gar nichts abschlagen konnte, war so schwach den Lockungen des Mönches Gehör zu geben und seine Tochter auf sein Ritterwort binnen Jahresfrist dem schändlichen Wulfingen zu versprechen.

Wie erheiterte sich jetzt das Antlitz des triumphirenden Ritters, er leerte noch manchen Pokal auf das Wohlsein seiner Braut und taumelte dann berauscht von Liebe und Wein auf die gepolsterte Bärenhaut.

Kaum zuckte der erste purpurne Stral am östlichen Horizont empor, so standen schon des Wulfingers Knechte reisefertig im Hofe, bald schwang sich ihr Gebieter auf seinen Rappen und nun gings in vollem Jagen davon.

Ursula stand am Fenster noch unbewußt daß sie in der vergangenen Nacht so schändlich verkuppelt worden sei, sie blickte hinaus in die schöne Landschaft, vor ihr lagen die Ortschaften da mit bunten Wiesen und Aeckern begränzt, weiter hin wo sich schon die Gebirge gestalteten, trieb der Alpenhirt seine Heerde

und noch weiter hinaus erhoben die Gletscher ihre ewig mit Schnee bedeckten Häupter, die jetzt in der Purpurröthe des Morgens im rothen Widerschein strahlten. Ursula war ganz im Anstaunen der Natur versunken. Eben trat ihr Vater ins Zimmer und meldete ihr daß er sie mit dem Herrn von Wulfingen versprochen hätte, daß er sein Ritterwort verpfändet und daß nichts in der Welt sein Versprechen abändern könnte, sie möchte sich also in ihr Schicksal fügen und binnen Jahresfrist ihren Gemahl erwarten.

Diese Worte machten einen starken schmerzhaften Eindruck auf das Fräulein, sie war einer Ohnmacht nahe, o wie bestürmte sie ihren Vater mit Bitten, sie einen Mann nicht aufzuopfern, der überall so gefürchtet sei, sie wollte ja gern jeden andern Gemahl ohne Widerrede von seiner Hand empfangen, nur ihn nicht, aber alles war vergebens. Johannes war unerbittlich, denn es galt sein Ritterwort, das er noch nie gebrochen hatte.

Kunigunda von Riedburg lag auf dem Krankenbette, Ursula war die Wärterin ihrer Mutter, ach kaum hatte die edle Frau die

schreckliche Nachricht erfahren, daß ihre Tochter das Weib des Raubritters werden sollte; als sich ihre Krankheit noch mehr verschlimmerte und nach Verlauf von einigen Monaten starb sie in den Armen ihrer Tochter und des Bruders Anton von Sieheneck, der ihr die letzte Oelung gegeben hatte.

O wie oft hatte die Sterbende ihm ihre Tochter anbefohlen, wie oft ihn darum gebetten, sie von der Gefahr zu retten worin sie schwebte, Anton hatte es ihr wohl versprochen, doch ungewiß über das Schicksal ihres Kindes, hatte sie einen harten Todeskampf auszustehen.

Ach wie viele Thränen vergoß von nun an nicht Ursula, wie fürchtete sie den Augenblick an den sie Wulfingens Gattin werden sollte.

Nein, niemals! sagte sie zum Siebenecker, der ihr die Beichte abnahm, nein niemals werde ich das Weib des Raubritters werden.

„Und Ihr müßt es doch trotz allen Euren Abscheu,“ entgegnete ihr der fromme Jüngling, „Euer Vater hat es ja befohlen; und der

Wille der Aeltern muß uns heilig seyn. Ich wäre auch lieber ein tapferer Ritter geworden als daß ich diese Kutte jetzt tragen muß, aber mein Vater, der Herr von Siebeneck, befahl mir's und ich gehorchte seinem Willen. Nie dürft ihr dem ungehorsam seyn, der Euch das Leben gegeben hat."

„Und lieber wollte ich mich in die Sieben stürzen und so mein Leiden enden," entgegnete das Fräulein.

Diesen Gedanken sucht ich nicht bei Euch, sagte der Siebenecker, wo sind Eure Religionsgrundsätze? Es lebt ja noch ein Gott der alles lenkt; die Erde ist ja nur die Schule aus der wir einstens durch Unglücksfälle reif empor uns heben zum Sternenhimmel, um in den Räumen der Unsterblichkeit den Lohn zu empfah'n für alle unsere Leiden; wir dürfen unser Leben ja nicht endigen wenn wir wollen, Gott wird Euch Fräulein, stärken, und ich werde täglich eine Messe lesen, daß er das Herz Eures künftigen Gemahls ändern möge.

Meinem Gemahl! nein! nein! rief sie schluchzend, und nur mit Mühe hielt der Siebenecker seine Thränen zurück, dem ohngeachtet

hörte er nicht auf, dem Fräulein zuzureden ihrem Vater zu folgen.

Endlich kam der gefürchtete Augenblick in dem ihr Freier erscheinen sollte; schon am frühen Morgen mußten sich alle Bewohner der Weissenburg festlich schmücken, jetzt gab der Wächter das Zeichen daß sich Fremde näherten und bald darauf erschien Jost von Wulfingen mit seinen Knechten und Vasallen in festlichem Pomp und nun gings auf der Weissenburg hoch her. Johannes führte den Ritter im Schloßsaal, der jetzt die Maske der Frömmigkeit abwarf, da er sich des Fräuleins versichert wöhnte und weidlich über die anwesenden Mönche loßzog.

Ich achte ihren Stand, entgegnete der Weissenburger seinem Spott verweisend, sie geleiten uns auf dem Weg der Tugend durchs Leben, sie pflanzen einen Keim des Guten in das Herz des Menschen, der nie erlöscht, die Religion! ist sie nicht die Arznei im größten Unglück, weißt sie uns nicht auf Vergeltung hin.

„O schweigt,“ rief Wulfinger, „die Religion, dieß fein ausgedachte Hirngespinnst

der Großen kenne ich zu gut, sie ist nur da den Pöbel in den Schranken zu erhalten, denn wenn er nicht an eine Ewigkeit glaubte, würde er wohl die Lasten des Frohndienstes dulten, würde er wohl seinem Vorgesetzten gehorchen? O nein, nur zu gut sah man das ein, man wiegt sie so betäubend in den Schlummer, sie folgen allen was der Pfaffe spricht, der mit den Großen einverstanden die Demuth als die erste Pflicht des Christen preiset; doch was halten wir uns auf mit Dingen die hier nichts frommen; bringt lieber Eure Tochter zur Tafel.“

Johannes entfernte sich, er nöthigte Ursula ihm zu folgen und Wulfingern aus seinen Händen zu empfangen; vergebens war all ihr Sträuben, sie konnte nichts damit erzwekken und am folgenden Morgen wurde die Trauung festgesetzt.

Wohl denn! rief Ursula aus, wohl denn so will ich zum letztenmal eine Beichte ablegen, jetzt war sie fest entschlossen sich in den Fluß zu stürzen, doch wollte sie noch zuvor Anton von Siebeneck sprechen, sich noch einmal ihm entdecken.

Anton hatte in dieser langen Zeit Ursulen Thränen mit Schmerzen gesehen, ja selbst im Stillen für sie geweint und gebetet, jetzt da er es einsah, daß nichts das Fräulein von dem Vorsatz sich das Leben zu nehmen abbringen könnte, beschloß er sie zu retten.

Ich sehe es nur zu gut, hub er an, daß Euch nichts von Eurem Vorsatz wankend macht, ich will Euch retten, so ihr mir vertraut.

„Ja, ich bin bereit!“ stammelte sie, „ich will mich Euch vertrauen, aber wo könnten wir hin um meinen Vater und den schrecklichen Jost von Wulfingen zu entfliehen, meine Kräfte sind zu schwach um weit zu kommen, und Euer Arm ist des Fechtens ungewohnt, wir werden von ihren Knechten verfolgt, ja erhascht werden, und ich wäre dann an Euren Unglück schuld. Nein! nein Anton! Laßt mich sterben, in der Sieben will ich den Frieden suchen, der mir gebricht. Hört ihr wie ihre Wellen brausen? — Morgen bedecken sie meinen Leichnam.“

Anton. Morgen ist Ursula in Sicherheit! Ich will Euch an einen Ort verbergen wo weder Euer Vater noch Wulfingers

Lanzenknechte Euch finden sollen. Nicht weit von hier erhebt sich das Gebirg, ich kenne es; als Knabe schon erklimmte ich die höchsten Alpen. Ein fast unersteiglicher Pfad geleitet auf eine Heide nur von Hirtenvolk bewohnt, noch nie betrat ein anderer diese Gegend, dort wohnt noch ächter Schweizersinn, wollt ihr mir folgen, so flüchten wir uns hin; ein alter Hirte, den ich noch von meiner Jugend kenne, nimmt uns gastlich auf; ich lebe mit Euch so lange auf dem Gebirge, bis Euer Vater Euch verzeiht, dann kehret Ihr zurück in seine Arme.

Ursula. Ja, ich folge Euch wohin Ihr wollt; doch dürft Ihr dann das arme Mädchen nicht verlassen.

Anton. Nie werde ich das; schwor ich es nicht an dem Todenbette Eurer Mutter, Euch zu retten, und nie Euch zu verlassen? Wißt es, heute Schlag Mitternacht erwarte ich Euch auf der Freiung des Schlosses.

Ursula. Aber bedenkt nur die Gefahr; die Zugbrücke ist aufgezogen und die Knechte machen die Rundung.

Anton. Das habe ich alles schon voraus-

ge-

gesehen; Ihr wißt, daß ein Hahn von Kupfer auf dem mittäglichen Thurm der Burg steht; Ihr kennt das seltsame Uhrwerk und wißt, daß er den Hahnenruf bei jeglicher Stunde nachahmt; um Mitternacht muß der dort wachhabende Knappe das Uhrwerk aufziehen, dieß sei der Augenblick unserer Flucht.

„Wohlan, ich komme! Gott geleite unser Vorhaben!" rief das Fräulein aus. — Sie wollten noch mehr sprechen, aber da trat ihr Vater in's Zimmer, um sie abzuholen, und störte so das Gespräch. Ursula war klug genug sich zu verstellen und gegen den Wulfinger, um allen Schein von sich abzuwenden, gefälliger zu seyn, worüber sich der Raubritter nicht wenig freute; sie mußte an seiner Seite, während der Abendtafel sitzen, und kaum noch eine Viertelstunde vor der Verabredung kam sie auf ihr Zimmer.

Unterdessen hatte sich das Mondlicht verdunkelt, schwere Wolken zogen drohend am Horizont herauf und lagerten sich auf den Gebirgen; jetzt brach das Gewitter los, zuckende Blitze fuhren zischend in die aufgerührten Wogen der Sieben; fernher rollte der Donner

und näher und näher gekommen, zerflossen die Wolken in Regen. Jetzt krähte von Weissenburgs Wartthurm zwölfmal der Hahn und der wachhabende Knappe entfernte sich; einige Augenblicke nachher erschien der Siebenecker in einen Mantel gehüllt, jetzt kam auch Ursula von der andern Seite der Freiung.

Mit starkem Arme umfaßte sie Anton und schlang seinen Mantel um sie; jetzt ließ er sich mit ihr an einem Seil in den Graben hinab; an der andern Seite hatte er schon eine Strickleiter befestigt, dort klimmten sie hinan und bald waren sie über die Wachen und Wälle der Burg glücklich hinausgekommen. Das Wetter hatte anhaltend noch fortgedauert, jetzt aber ließ es nach; da trat der sanfte Mond wieder in seiner ganzen Lieblichkeit hinter dem Wolkenschleier hervor und beleuchtete den Pfad der Fliehenden, die an dem Ufer des Flusses dahineilten.

Kaum entstieg die Sonne dem östlichen Himmel, als unsere Reisenden die freie Gegend vermieden und in das Gebirge sich wendeten. Anton der Siebenecker sah sich gezwungen, da Ursula's Kräfte zu schwach waren,

sie zu unterstützen, ja an den gefährlichsten Stellen zu tragen; sie hatte es auch sehr nothwendig, denn sie kamen bei Abgründen vorbei, wo man nie geglaubt hätte, daß ein Mensch dahin kommen könnte.

„Glaubst Du, daß uns Dein Vater bis hieher verfolgen wird?" fragte Anton lächelnd.

„O nein!" entgegnete sie; „aber nur zu bald werden wir selbst in einen der Abgründe stürzen."

„Halte Dich nur fest an mich an," entgegnete ihr Anton, „und schließe die Augen zu; ich befürchte nichts, ich habe diesen Weg schon oft gemacht, und kenne alle gefahrvollen Stellen."

Kaum hatten sie oft Platz, den Fuß auf ein hervorragendes Felsenstück zu setzen und indem der Siebenecker mit einem Arm die theure Last umschlungen hielt, ergriff er mit dem andern einen Strauch, oder setzte den Fuß in eine Felsenritze; oft auch mußte er, um einem Strom auszuweichen, fast senkrecht mit Ursulen hinanglimmen, oft auch, einen Abhang hinabrutschend, sich an einem Gebüsch fangen, um nicht in den vor ihnen daliegenden Abgrund zu stürzen. Jetzt erreichte er ein Fel-

senstück, auf das sie sich setzen konnten, um einige Augenblicke auszuruhen. „Bald sind wir am Ziel. Nur Muth, Fräulein Ursula," hub er an, indem er ihr etwas Wein reichte, den er bei sich trug; dann setzten sie den gefahrvollen Weg wieder fort, und kamen glücklich gegen Abend in die Gegend, wo heutiges Tages das Bad errichtet ist. Da stand auf einem ungefähr vierzig Quadratfuß großen freien Platz eine einzige Hütte, von Zweigen geflochten und mit Baumrinde bedeckt.

„Dieß ist Euer Pallast, armes Fräulein," begann der Siebenecker, und indem er auf einen alten Hirten mitleidig zeigte, der mit einigen Ziegen näher kam: „dieß sind Eure Vasallen."

Der Greis nahte sich Anton voll der zärtlichsten Freude und drückte den Jüngling an seine Brust; dann eilte er in die Hütte und brachte einen Topf warme Milch, welche er dem Fräulein anbot. „Guter Vater," rief Anton aus, „Ursula wird Eure Tochter seyn; schenkt dem Fräulein von Weissenburg Eure Liebe, sie verdient sie im hohen Grade, denn obgleich sie noch in der Blüthe ihrer Jugend steht, suchte doch schon des Unglücks grausame Hand die

schöne Knospe in ihrem Keim zu vergiften.“ — „Werdet ihr Euch aber hier glücklich finden?“ fuhr er fort, indem er sich gegen das Fräulein wandte: „Werdet Ihr nicht das Schloß Eures Vaters bald vermissen?“

„Nie,“ entgegnete ihm Ursula, „wird mich dieser Schritt gereuen, wenn Ihr mich nicht verlaßt; ich werde in dieser Hütte glücklicher seyn, als auf Wulfingens majestätischen Schlössern.“

„Theure Ursula, wollt Ihr, daß ich Euer Gemahl bin, so werde ich keinen Augenblick von Eurer Seite weichen, ich werde Euch pflegen und lieben, aber bedenkt selbst, als Euer Freund soll ich in einer Hütte mit Euch wohnen; wollt Ihr mich nicht ehelige, so kehre ich noch diesen Abend in mein Kloster zurück. Ihr bleibt dann bei Peter (so nannte sich der alte Hirte), der Euch Alles thun wird, was in seinen Kräften steht; auch ich werde Euch oft besuchen, aber bei Euch wohnen kann ich nicht, ohne Euer Gemahl zu seyn.“

„Nun so sei es!“ sagte Ursula, indem sie ihm die Hand reichte; „aber wie wollen wir es anfangen? wir haben hier weder eine

Kirche, noch einen Priester, um ehelich verbunden werden zu können.“ — „Ist die Natur nicht ein Altar,“ entgegnete Anton, „geschmückt mit Gottes Vatergüte? wenn nur das Herz sich keiner Schuld bewußt, wohnt er in einer Wüste wie im Tempel, und wenn sich das Gebet aus reinem Mund ergießet, steigt es empor durch diesen blauen Aether, getragen von des Zephirs leisen Schwingen. Ich will selbst der Priester seyn, und Gott wird unsern Schwur anhören.“

Mit Hülfe des Schäfers errichteten sie einen Altar, Ursula schmückte denselben mit schönen Alpenröschen; Siebeneck legte ein Crucifix und eine lateinische Bibel, welche er mitgebracht hatte, auf denselben, und nun nahmen sie Gott zum Zeichen der Heiligkeit ihrer Handlung, schwuren sich Liebe und Treue und versprachen sich nie zu trennen, in jeder Gefahr, in jedem Leiden auszudauern, und nur für Gott und ihre Liebe zu leben.

„Jetzt,“ hub der Siebenecker an, „jetzt bin ich so gut wie Du für die Welt abgestorben, ich ein Flüchtling des Klosters, so wie Du einer aus dem elterlichen Hause. Ich darf

mich nicht mehr ohne große Gefahr unter Menschen sehen lassen, und so lebe ich denn bloß für Dich, meine Ursula."

In ländlichen Beschäftigungen verstrichen dem glücklichen Paar einige Jahre, ohne daß sie sich um die Aussenwelt nur im Geringsten bekümmert hätten. Ursula hatte bei ihrer Flucht einen Beutel Goldes mit sich genommen; durch Hülfe des alten Peters, der in einem Dorf, das im nahen Thal lag, Verschiedenes einkaufen mußte, verschafften sie sich doch mehrere Bequemlichkeit; freilich gegen des Fräuleins frühere Lebensart, da ihr auf der Weissenburg jeder Wunsch erfüllt wurde, stach dieses Leben gewaltig ab, doch war sie in der Nähe ihres Gemahls immer zufrieden.

Anton von Siebeneck war in vielen Wissenschaften sehr erfahren und seine Freude war es, seiner Gattin Unterricht darinnen zu ertheilen, und er lernte ihr auch alles was er wußte, zum Beispiel, die Astronomie, die Potanik, hauptsächlich aber bezeugte Ursula Lust zum Lateinischen, und las, als sie diese Sprache zu einer ziemlichen Vollkommenheit gebracht

hatte, die Bibel so oft, daß sie dieselbe beinahe auswendig konnte.

Der einzige Gegenstand, der ihre ungetrübte Heiterkeit störte, war, daß sie mit keinem Pfand gegenseitiger Liebe beschenkt wurde; aber wenn sie dann wieder bedachte, wie schwer es seyn würde, in dieser wilden Gegend ein Kind aufzuziehen, wo niemand ausser ihnen lebte, als der alte Peter, der schon am Rand des Grabes stand, dann sah sie wohl ein, daß es so besser sei.

Ach! ihr stilles Glück sollte schrecklich gestört werden! Ursula wurde krank, täglich verschlimmerte sich ihr Uebel; es kam ohne Zweifel daher, weil sie, wie schon früher erwähnt wurde, als ein sehr zärtlich erzogenes Fräulein die rauhe Lebensart nicht ertragen konnte; überdieß mußte sie den auf dem Gebirge noch strengeren Winter in der elenden Hütte zubringen, dieß wirkte nach und nach auf ihren zarten Körperbau, und so kam es denn, daß Ursula immer gefährlicher darniederlag, oft war sie lange Zeit ohne Bewußtsein in glühender Fieberhitze.

Sie klagte über beständiges Seitenstechen und Brustschmerzen, ein schleichendes Fieber

schien sie vollends zu verzehren, und so welkte sie immer mehr dahin, gleich einer unbegossenen Blume. Anton von Siebeneck sah nur zu bald aus diesen Uebeln, daß seine Gattin an der Abzehrung darniederlag.

Gott! wer ist fähig seinen Schmerz zu schildern, als er seine geliebte Ursula so langsam hinsterben sah! Ach! wer könnte seine Gebete, seine feurigen Wünsche, seine zärtliche Sorgfalt gegen seine Gattin beschreiben? Er brachte alle Kenntnisse in Anwendung, die er von der Arzneikunde besaß; er suchte jede Wurzel, deren Saft heilsam gegen die Schmerzen der Brust ist. Sobald Ursula schlummerte, kletterte ihr treuer Gemahl auf den Felsen umher und suchte das heilsame Lungenkraut, die Wallwurz, das üppig emporkeimende Garbkraut und viele andere mehr, dann kehrte er zurück und begann aus den mitgebrachten Pflanzen Arzneien zu bereiten; aber ach! Alles war vergebens, denn das Uebel hatte schon zu tiefe Wurzeln geschlagen.

Eines Tages, als er auch nach Kräutern umherirrte, erinnerte er sich einer äusserst seltenen Pflanze, die in den Alpen nur mit großer Mühe gefunden wird, die aber auch schon sehr große

Wirkungen hervorbrachte. Um dieselbe aufzufinden, ging er suchend längst eines kleinen Baches die Felsen entlang, der plötzlich aus einer Spalte dampfend hervorsprudelte. Anton glaubte die Pflanze am gegenseitigen Ufer zu sehen; mit dem festen Vorsatz, dieselbe zu besitzen, warf er seine Kleider von sich und stieg in den Bach. Er fühlte eine seltsame Wärme, und je näher er der Felsenspalte kam, desto stärker wurde sie. Er empfand eine ganz eigene angenehme Empfindung und die Müdigkeit schwand gänzlich aus seinen Gliedern; er versuchte das Wasser und fand es ohne den geringsten widrigen Geschmack, es schien ihm sogar etwas Balsamisches zu haben. Kaum hatte er einige Minuten getrunken, so fühlte er ein ganz eigenes Wohlseyn und eine Leichtigkeit im Athemholen.

„O meine Ursula!" rief er jetzt wie durch Gottes Eingebung aus: „O wenn es möglich wäre, Dir dieses Wasser zu verschaffen; es würde Dir gewiß Heilung gewähren!"

Eine neue Hoffnung belebte den Siebenecker, er nahm seine Flasche, füllte sie mit dem Wasser, und ohne auf Dornen und Kie-

sel zu achten, lief er seiner Hütte zu. Da kniete er vor das Lager seiner geliebten Kranken nieder, er hob ihren Kopf auf und reichte ihr den heilsamen Trank; dann erzählte er seine Entdeckung.

„Ohne Zweifel hat ein unsichtbarer Engel mich zu dieser Quelle geleitet;" hub er an: „es war mir als flüsterte mir Jemand zu: Bringe Deiner Ursula von diesem Wasser, sie wird genesen!" — Während nun seine Gattin trank, richtete er seine Wünsche gen Himmel, dieses Wasser zu segnen.

Gleich nachher befand sich Ursula weit besser, und täglich ging Anton nach der Quelle; aber er sah nur zu deutlich, daß bei dem geringsten anhaltenden Regen keine Möglichkeit sei das Wasser zu holen, indem dann augenblicklich der Bach anschwoll und nur mit Gefahr des Lebens Wasser zu erhalten sey; überdieß konnte er auch das Wasser nicht so warm und in keiner so großen Menge in die Hütte bringen. Lange sann er auf ein Mittel, diese Hindernisse zu übersteigen, endlich hatte er es gefunden. Mit Hülfe des alten Peters leitete er mit großer Mühe das Wasser von der Quel-

le, die sich ungefähr eine Viertelstunde von der Hütte befand, durch Röhren bis in die Gegend der Hütte, wo sie einen großen Kessel in die Erde gruben und das Wasser hineinleiteten, das dann kaum zwei Grade seiner Hitze verloren hatte. Täglich gebrauchte nun Ursula dieses Bad und bald fühlte sie die Kraft auf's Neue in ihr erwachen, an jedem Tag verbreitete sich die Gesundheit immer mehr über ihren schon hingewelkten Körper, und bald war sie völlig hergestellt.

Aber ach! ihre sonstige Heiterkeit war verschwunden, trübe Bilder ängstigten sie; in ihrer Krankheit war ihr im Schlafe öfters ihr Vater vorgekommen, wie er kümmerlich auf dem Lager lag und aus einer Wunde das Blut rann. Da seufzte sie oft: „Ach! was soll mir die schöne Natur, was soll mir Alles frommen, mir, die ich meinen Vater verlassen habe? Gott! wer weiß, ob er noch lebt, ob er sich nicht über sein ungerathenes Kind zu todt gekrämt, ob nicht vielleicht Wulfingen, der Schreckliche, an ihm seine blinde Wuth ausgelassen hat."

„Aber," entgegnete ihr Anton, „Dein Vater wollte Dich ja diesem schändlichen Ritter

in die Hände liefern, Dich auf ewig von sich entfernen; denn wärst Du Jost von Wulfingens Gattin geworden, nie hättest Du mehr sein Schloß verlassen dürfen."

Auf diese Reden wußte Ursula freilich nichts zu erwiedern, doch seufzte sie im Stillen und hegte nur den Wunsch, ihren Vater noch einmal zu sehen, ihn um Vergebung zu bitten.

Indessen hielt sich Anton verpflichtet, diese so wohlthätige Quelle auch den Einwohnern der Umgegend bekannt zu machen; Peter ging von Weiler zu Weiler und wo er einen Kranken antraf, sprach er ihm Muth zu, die Quelle zu besuchen, die Anton immer in gutem Stand erhielt, Ursula verpflegte die Kranken, die meistens wieder genesen von dannen zogen und bald verbreitete sich der Ruhm dieses heilsamen Wassers in der ganzen Gegend.

Eines Tages kam auch ein Kranker, von dem Ursula erfuhr, daß ihr Vater an den Folgen einer Wunde, die er im Zweikampf erhalten hatte, sehr gefährlich darnieder läge.

Doch wir wollen zu den Begebenheiten auf der Weissenburg zurückkehren:

Kaum war nemlich Ursula mit Anton von Siebeneck entflohen, so begehrte der Wulfinger sie sollte noch einmal bei der Tafel erscheinen; Johannes aber widersetzte sich, indem er sagte, daß Mitternacht schon vorüber wäre, und endlich ließ sich auch Jost beruhigen, den kommenden Morgen zu erwarten, um seine Braut wieder zu sehen. Gott! wie staunte nicht der alte Weissenburger, wie wüthete nicht der Wulfinger, als Ursulens Flucht entdeckt wurde! sie ließen augenblicklich ihre Knechte aufsitzen und sandten sie nach allen Seiten hin, um die Fliehenden zurückzubringen, aber alles Nachsuchen war vergebens. Als auch Wulfingers Leute fruchtlos zurückkehrten, loderte sein Zorn gegen den Weissenburger auf.

„Ihr!" begann er, „Ihr seid unter der Decke mit Eurer Tochter, Ihr habt ihre Flucht selbst unterstützt. Ha! nun begreife ich, warum Ihr Euch gestern widersetztet, sie noch einmal an der Tafel erscheinen zu lassen, aber bei Gott! mit mir ist nicht zu scherzen! Hier liegt mein Handschuh, schafft Ihr nicht Eure Tochter herbei, so erwarte ich Euch bis heute

über vier Wochen in der sechsten Abendstunde im Thal, auf Tod und Leben. Doch rathe ich Euch vorher noch zu beichten, denn schwerlich werdet Ihr die Weissenburg mehr betreten.

Ruhig und gelassen hob der Weissenburger den Handschuh auf. Ich nehme Eure Ausforderung an, entgegnete er, denn ich fühle mich rein von der Schuld, die ihr mich anklagt und Gott wird mich stärken! Aber jetzt sollt ihr meine Ursula, wenn ich sie je wieder sehen sollte, nicht mehr zur Gattin bekommen, und ich erwarte Euch daher zur bestimmten Zeit in den Schranken.

Der Tag, an dem das Gottesgericht sollte gehalten werden, war herangerückt, ein dreifaches Spalier umgab den Kampfplatz; eine Menge Volkes wartete vor den Schranken um dem Kampf auf Leben und Tod zuzusehen. Endlich erschienen die beiden Ritter, die Knappen und Knechte folgten ihrem Herrn in schöner Ordnung nach und nahmen zwischen den Spalieren Platz; rechts standen Jost von Wulfingens Knechte, links die des Weissenburgers. Am andern Ende des Kampfplatzes dem

Eingang gegenüber hatten die Kampfrichter und Herolde ihre Sitze eingenommen, auch die fremden Ritter die dem Kampf beiwohnen wollten und der Geistliche der dem Sterbenden die letzte Weihe erzeigen sollte, begaben sich dahin. Jost von Wulfingen und Johannes von Weissenburg standen mit geschloßnen Helmgitter einander gegenüber, ihre Rosse scharrten ungeduldig des Angriffs den Boden; jetzt wurden sie vor die Kampfrichter gerufen, befragt ob sie einen gerechten Gotteskampf fechten könnten, ihre Waffen untersucht und ihnen ein Eid abgenommen, ob sie sich nicht etwa verbottner Zaubermittel bedient hätten; als dieses vorüber war, mußten sie wieder zurück auf ihre Plätze, noch waren ihre Lanzen geneigt, noch hing das Schild nachlässig am linken Arm, jetzt tönte ein Trompetenstoß, beide Ritter legten die Lanzen ein und ritten einander entgegen, doch noch einmal hoben sie dieselben und sprengten friedlich an einander vorüber, zum zweitenmal berührte die Lanze auch noch nicht das vorgehaltene Schild, aber beim drittenmale trafen sie sich wie ein Wetterstrahl Gottes und stürzten zugleich von den Rossen zu

Boden, beide färbten die Erde mit ihrem Blute und konnten sich nicht mehr vom Boden erheben; der Herold gab ein Zeichen, eilig sprangen nun die Knappen herbei und lüfteten die Rüstungen, Johannes war die Lanze in die linke Brust gedrungen, doch war die Wunde nicht tödtlich; man trug ihn daher auf seine Burg. Jedoch der Wulfinger war am Verscheiden, des Weissenburgers Lanze hatte sein schwarzes Herz getroffen, wild rollte sein Auge noch in der Versammlung umher. Nachdem ihn der Priester geweiht hatte, strengte er noch seine Kraft an, etwas zu sprechen, doch das Blut, das ihm aus dem Mund hervorquoll, hinderte ihn lange daran, endlich konnte er doch, indem er sich an die Kampfrichter wandte, noch folgende Worte hervorbringen:

„Ich bin ein furchtbarer Sünder — eilt — rettet die Unglücklichen, die in meinen Verliesen schmachten — rettet sie, Kunz, mein Knappe, weiß Alles — er war mein Vertrauter — er wird Euch den Weg zeigen — meine Stimme bricht mir — Ha! nahst Du Dich schon — schwarzer Dämon der Unterwelt? — währt Dir die kurze Frist zu lange — wohlan!

ich folge Dir in den Pfuhl der Verdammniß — jetzt — jetzt fühl' ich's — daß ich sterbe — Gnade — Jesus Christus — Heilige Mutter — Gottes!" Mit diesen Worten war er verschieden.

„Er hat bereut, möge ihm Gott vergeben!" sprach der Geistliche, indem er ein Kreuz über den Sterbenden schlug.

Indessen hatten die Kampfrichter Befehl gegeben, Kunz, genannt den Stählernen, zu fesseln; es geschah, obgleich sich Jost von Wulfingens Knechte darüber beschwerten. Kunz mußte bekennen, was er wußte, und unter Anführung des Schirmvogts des Augustinerklosters brachen zwanzig Knechte des Weissenburgers nach Jost von Wulfingens fester Burg auf, um dort die Gewölbe zu durchsuchen und die Unglücklichen zu retten.

Unter den vielen Gefangenen, die sie fanden, befand sich auch Ludmilla und ein alter Greis. Erstere wurde nach Streithorst zu ihrem Vater gesandt, Letzterer aber ging mit den Knechten auf die Weissenburg; er betheuerte nur zu oft, daß er sein Schicksal verdient habe, und daß der Wulfinger ihm un-

ter allen Gefangenen allein recht gethan habe. Er wurde dem verwundeten Johannes vorgestellt, der aber zu matt war, um ihn anzuhören, und der Greis wurde abgewiesen; erst nach drei Wochen erlangte er so viel Kraft, den Alten anhören zu können, der folgende Geschichte zu erzählen begann:

„Ich nenne mich Rudolph; nahe an dem Vierwaldstädtersee, auf dem Gipfel eines Felsens, erhob sich meine von Moos und Epheu schon längst bewachsene alte Burg; meinen Vater, so wie auch meine Mutter hatte der Tod schon früh hinweggerafft; ich war damals in einem Alter, wo ich die Kräfte noch nicht hatte, die Senne eines Bogens zu spannen, oder ein Roß zu tummeln, daher kam es, daß mein Vormund, Ritter Egbert von der Saale, meinem Burgvogt bis zu meinem Jünglingsalter Alles übergab, und da sie wahrscheinlich mit einander einverstanden waren, verkauften sie ein Stück meiner Ländereien nach dem andern, und verpraßten es, so wie mir schien, im üppigen Wohlleben; indeß wurde ich sehr kurz gehalten, und für den geringsten Fehler hatte ich die härteste Strafe zu erwarten, zumal

wenn ich nur das geringste Leid der Tochter des Vogts zufügte. Dieß mußte mein jugendlich feuriges Gemüth empören, und ich beschloß mich an dem Vogt furchtbar zu rächen.

Er besaß nur diese einzige Tochter, Namens Emma; sie mochte ihren fünfzehnten Frühling erreicht haben; ich zählte den siebenzehnten. Ich liebte sie nicht, denn ihr Aeusseres war weder einladend, noch schön, aber desto edler ihr Herz. Ihr Vater liebte sie unaussprechlich; ich wußte, daß ihr Tod ihn in Verzweiflung bringen würde, und ich beschloß denselben.

An den Ufern des Vierwaldstädtersee's befand sich eine elende Hütte, die ein alter Greis bewohnte, ich kannte ihn schon lange als einen Nichtswürdigen; zu ihm trugen mich meine Schritte, ihm malte ich goldene Berge der Zukunft vor, wenn er mir in dieser Schandthat behülflich seyn wollte. Ich fand ihn dazu geneigt, und eines Tages, da Emma sich etwas weit vom Schloß entfernt hatte, ergriff ich sie mit starken Armen und schleppte sie in die Hütte; dort stieß ich ihr den Dolch in die Brust und bald bedeckten die bräunlichen Wogen des See's ihren Leichnam.

Jetzt kehrte ich zurück auf die Burg, leichenblaß, schon auf dem Weg meine That bereuend. Kaum war die Nacht eingebrochen, als Emma vermißt wurde; sogleich gab der zärtliche Vater Befehl, sie aufzusuchen; die Knechte, mit Windlichtern versehen, suchten längst des Waldes hin; ich mußte ihnen folgen, mir schien es, als erhöben sich geistige Schatten über den Waldstädter See; mehr als einmal wollte ich Alles entdecken, so folterte mich mein Gewissen, doch ich überwand es; aber als jetzt die Knechte den See selbst durchsuchten und im hohen Uferschilf einen blutigen Leichnam fanden, ihn hervorzogen, und ich in demselben Emma erkannte, als sich der Vogt mit allen Zeichen der Verzweiflung auf das Mädchen warf, da konnte ich nicht mehr verweilen; ich eilte auf die Burg zurück und stürzte besinnungslos auf mein Lager, schwarze Bilder der Hölle umgaukelten mich bis am frühen Morgen, wo ich endlich ermattet und schweißtriefend erwachte. Doch welchen Schrecken hatte ich nicht, als ich erfuhr, daß der alte Fischer, als Thäter angeklagt, auf der Burg gefangen säße, und daß er, da er den Mord läugne, heute noch das

Bahrrecht aushalten sollte. Gott! wie zitterte ich nicht vor der Entdeckung unsers Verbrechens! Der gefürchtete Augenblick kam, Emma lag auf der Bahre, die linke Brust, in der die Dolchwunde war, entblößt, der Fischer mußte hinzutreten, dreimal legte er die zum Eid erhobenen Finger in die offene Wunde, dreimal verschwor er sich bei Gott, nichts von der That zu wissen, die Wunde blutete nicht und er war wieder frei. Diese Scene hatte mein Innerstes erschüttert; gleich einem Wahnsinnigen trieb ich mich im Schlosse umher, nirgends fand ich Ruhe, Emma schwebte immer vor mir.

Der Vogt bemerkte die schreckliche Veränderung, die in mir vorgegangen war; er schrieb Alles dem Schmerz um den Tod seiner Tochter zu, denn für den Thäter konnte er mich nicht halten.

Eines Morgens ließ er mich vor sich rufen und redete mich also an: „Rudolph, Dein Schmerz um meine Tochter würde, obgleich er sehr stark ist, noch größer seyn, wüßtest Du die nähern Verhältnisse von ihr; doch Du bist jetzt in dem Alter, wo ich Dir Dein Eigenthum zurückgeben muß, und auch verpflichtet bin Dir

Alles zu offenbaren. Wisse also, Emma war Deine leibliche Schwester.“

„Meine Schwester!“ rief ich aus und verlor beinahe das Bewußtseyn.

„Ja,“ entgegnete er, „sie war Deine Schwester. Dein Vater hatte sie schon bei der Geburt dem Kloster bestimmt und gab mir den Auftrag, sie dorthin zur Erziehung zu bringen; ich war kinderlos, das holde Geschöpf, das lächelnd nach mir die kleinen Arme ausstreckte, erregte mein Mitleiden und meine Liebe; ich beschloß Emma als meine Tochter aufzuziehen. Dein Vater gab mir aber seine Einwilligung nur mit der Bedingung, daß Niemand das Geringste erfahren dürfte, daß Emma sein Kind sei, indem er sein Vermögen nur Dir bestimmt hatte; mir schien dieß ungerecht zu seyn, als daher Dein Vater gestorben war, suchte ich Emma ein kleines Gut zu erübrigen. Mir schien es keine Sünde, dann und wann etwas von den Einkünfte nicht gehörig zu verrechnen; doch jetzt, da Emma todt ist, nützen mir diese Güter wenig; hier sind die Rechnungen meiner Verwaltung seit dem Tod Deines Vaters.“

Wie mich diese Worte erschüttern mußten,

kann sich Niemand denken; beinahe verzweiflungsvoll ließ ich mir ein Roß vorführen, wünschte dem Burgvogt Lebewohl, und sprengte, gepeinigt von foldernden Gewissensbissen, in die weite Welt hinaus, ungewiß, wo ich mich hinwenden sollte.

Um diese Zeit mußte der Bischoff von Wallis Schutz bei dem Grafen Savoi und bei den Bernern suchen, zu ihm führte mich mein Weg, ihm wollte ich beistehen; doch unter Vermittlung der Cantone erfolgte bald die Aussöhnung. Ich beichtete ihm meine große Schuld und er legte mir zur Buße auf, barfuß und nur in einem härenen Gewand nach Palästina zu wallfahrten, dort zehn Jahre als Einsiedlet zu leben und dann erst auf meine Burg zurückzukehren.

So hart diese Buße auch war, schien sie mir doch noch zu gering; ich verkaufte zu Bern mein Roß und meine Rüstung, schenkte das Geld den Armen und bettelte mich von Ort zu Ort. Mit welchen Mühseligkeiten ich zu kämpfen hatte, was ich Alles ausstund, mit diesem will ich Euch nicht ermüden; kurz, endlich erreichte ich das Ziel meiner Reise. Ich

erbaute mir auf dem geweihten Boden eine Hütte und lebte, in brünstigen Gebeten hingesunken, ganz meiner Buse.

Endlich waren die zehn Jahre verflossen, und ich kehrte, wohl erleichtert, doch noch mit furchtbarem Schmerz zurück in meine Heimath. Je näher ich meiner Burg kam, desto stärker wurde er, kaum war ich aber über die Schwelle meines Schlosses geschritten, als die Gewissensbisse auf's Neue mit Zentnerlast auf mir hafteten; wo ich nur hinkam, erblickte ich, wie ehemals, Emma; die ganze Nacht träumte ich von ihr und keine Ruhe konnte ich erlangen, da beschloß ich meine Güter zu verkaufen, das Geld einem Kloster zu schenken, und dort selbst als Mönch zu leben. Alles machte ich zu Geld, nur die Burg überließ ich meinem treuen Vogt und wollte mich dann nach dem im Siebenthal gelegenen Augustinerkloster begeben. Auf dem Weg dorthin hatte ich aber das Unglück von Jost von Wulfingens Knechten angefallen und auf dessen Burg geschleppt zu werden. Er nahm mir das Geld ab, und da er mein Vorhaben erfuhr, in das Kloster als Büsender zu gehen, entgegnete er, daß ich den Weg dort-

hin wohl ersparen könnte, indem er mir einen Platz in seinem Burgverliese vergönnen wollte, wo ich nach Willkühr fasten und beten könnte. Er hielt auch Wort, in eines der fürchterlichsten Gewölbe ließ mich der Grausame schleppen; dort schmachtete ich eine Reihe von Jahren hin und hatte Zeit genug, meine Sünden abzubüßen. Vor drei Wochen befreiten mich Eure Knechte aus meinem Kerker, aber was soll das mir frommen? für mich ist die Aussenwelt abgestorben.“

Jetzt wandte er sich an einen der anwesenden Mönche. „Nehmt mich in Euer Kloster auf!“ hub er an. Seine Bitte wurde bewilligt, und indem er dem verwundeten Weissenburger für seine Rettung noch einmal dankte, eilte er auf ewig in die geheiligten Mauern.

Indessen lag Johannes noch immer auf dem Krankenlager, seine verharschte, wohl zugeheilte Wunde brach wieder auf; aber mehr noch als diese Wunde, schmerzte ihn der Verlust seiner einzigen Tochter. Jetzt leidet er an einer Abzehrung, die Aerzte haben schon alle Hoffnung seiner Wiedergenesung aufge-

geben, und der arme Greis ist seinem Grabe nahe; ohne seine Tochter noch einmal in die Arme drücken zu können, wird er sterben.

Ursula konnte sich gar nicht trösten, als sie die traurige Lage erfuhr, in der sich ihr Vater befand; sie warf sich weinend in Antons Arme: „Ach! wenn mein Vater dieses Bad gebrauchen könnte!" rief sie aus, „er würde sicher genesen; aber nie wird er den gefährlichen Weg machen können, und an einem so guten Begleiter, wie Du mir warst, fehlt es ihm nur zu sehr!"

„Nein, es soll ihm nicht daran fehlen;" entgegnete ihr Anton: „Ich will Deinen Vater, trotz allen Gefahren, die meiner harren, hieher bringen; wir wollen ihn wie seine Kinder pflegen, er wird mit Gottes Hülfe sicher genesen, und wenn wir uns zu erkennen geben, vielleicht uns verzeihen."

Ursula schwankte zwischen Furcht und Hoffnung, wenn sie den Gedanken hegte, ihren Vater wiederzufinden und zu heilen, o wie bebte

da ihr Herz empor; doch wenn sie dagegen die ungeheuren Gefahren, denen sich ihr Anton aussetzte, berechnete, dann schwand ihre Hoffnung, ihre Freude. „Anton!“ rief sie jetzt aus: „Wenn Du in die Hände des Abtes geriethest, wenn Dich die Augustinermönche erkennten, Dich gefangen nehmen würden! Gott! sie würden Dich auf ewig einkerkern, vielleicht Dein Leben antasten! Nein, Anton, Du darfst nicht fort!“

„Fürchte nichts, theures Weib,“ entgegnete ihr Anton, „die Mönche sollen mich gewiß nicht erkennen; selbst Dein Vater wird nicht im Stande seyn in mir den Laienbruder zu entdecken. Bald, bald sollst Du mich wiedersehen.“

Er machte sie mit seinem Plane bekannt, nahm von dem von der Weissenburg mitgebrachten Schatze einen Beutel Gold und machte sich auf den Weg. Er wandte sich gegen die Stadt der Grafschaft Thun in der leichten Tracht eines Hirten des Siebenthals; dort erst ließ er sich ein schönes Kleid von Scharlachtuch verfertigen, mit einer reich ausgezierten Kapuze, so wie es zu damaliger Zeit die Aerzte von Bedeu-

tung trugen; er fügte auch einen starken falschen Bart hinzu, bestieg ein Maulthier und nahte sich der alten Weissenburg.

Schon von weitem sah er die Trauer welche dort herrschen mochte, mit langsamen Schritten gingen die sonst munteren Knechte auf dem Vorsprung der Mauer umher, kein munteres Horn, kein Degengeklirr, der sich sonst immer im Burghof tummelnden Knappen, störte die Todenstille die über die schwarzen Mauern des Schlosses ausgebreitet zu seyn schien. Jetzt stieß Anton ins Horn, die Zugbrücke wurde herabgelassen, und ein Knecht erschien um ihn bei seinem Herrn zu melden, sonst brauchte man das nicht, jeder Gast war auf der Weissenburg willkommen; Anton seufzte und sprach zum Knappen: „Sagt Eurem Herrn, ich nenne mich Melchior, bin ein berühmter Arzt und da ich erfahren habe, daß Euer Herr krank sei, so biete ich ihm meine Dienste an, um ihn seine Gesundheit wieder zu schenken."

Der Knappe entfernte sich und bald wurde Anton in ein Zimmer geführt, das er beim ersten Anblick für das erkannte, in dem Kunigunda von Riedburg verschieden war.

Ach! alle jenen Worte welche die Sterbende ihm noch gesagt hatte, alle Besorgnisse wegen Ursula traten jetzt vor seine Seele.

In einem Kabinet, auf dem Eiderdunnenpolster ausgebreitet, lag Johannes von Weissenburg, Anton näherte sich ihm und sagte, daß er schon lange Zeit umherreise, um sowohl Kuren zu vollbringen, als auch seine Kenntnisse in der zur Arzneikunde erforderlichen Praktik, noch ferner auszubilden; er hätte unlängst erfahren, daß er so krank darniederläge und hielt es für seine Pflicht, ihm durch seine Kenntnisse zu seiner vorigen Gesundheit wieder zu verhelfen.

Johannes dankte ihm herzlich, darauf erzählte er ihm das Kampfspiel, zeigte ihm den furchtbaren Lanzenstich, den er von Grimmenstein erhalten hatte, und betheuerte ihm, daß er es nur zu sehr fühle, daß keine Rettung für ihn mehr vorhanden sei.

„Ich will,“ fuhr er dann fort, „nicht von der noch größern Wunde meines Herzens sprechen, denn von der könnt ihr mich trotz aller Eurer Kunst doch nicht heilen.“

Der alte Weissenburger dachte an sei-

ne Tochter, die er durch seine eigene Schuld verloren hatte, ach umsonst hatte er nach allen Seiten Ritter und Knappen gesandt, die Verlorene wieder aufzufinden, alles war vergebens und er beweinte sie als todt.

Anton wußte wohl was der Weissenburger gemeint hatte, ließ sich aber nicht das Geringste merken; er untersuchte vielmehr den Lanzenstich und betrachtete den Kranken.

„Ihr seid sehr krank edler Herr!" hub jetzt Anton an, „aber mit Gottes Hülfe und einem Mittel, das sich in Eurer Nähe befindet, hoffe ich Euch zu retten."

„Was wollt Ihr mit diesem Mittel sagen?" entgegnete ihm der erstaunte Weissenburger.

„Daß sich in Eurer Nähe eine heisse, wunderbare Quelle befindet, die Euch bald die Gesundheit schenken soll; einige Mal erschien mir im Traum der Ort wo sie entsprang, nur durch meine Wissenschaft entdeckte ich, daß es im untern Siebenthal sei, ganz umgeben von Gebirgen, die der Fuß eines Menschen noch nicht betreten hatte, ich empfahl mich Gottes Schutz und es gelang mir, zwar mit großer

Anstrengung, doch endlich die Quelle zu entdecken; seit diesem Tage habe ich schon mit verschiedenen Kranken die Probe des Wassers gemacht, und meistens wurden sie gesund, vorzüglich aber ist dieses Wasser doppelt gut für Brustleidende, ich will Euch dorthin bringen und ihr werdet bald die Wunderkraft dieser Quelle erkennen."

Der alte Weissenburger war entzückt über diese Entdeckung, die Hoffnung seine Gesundheit wieder zu erlangen, die schon ganz in seiner Brust erstorben war, keimte jetzt neu empor; er ließ Anton in ein prächtiges Zimmer bringen, und ihn mit den köstlichsten Speisen und Weinen bedienen, dann rufte er seine Knechte nnd gab ihnen dem Befehl, in allen Anordnungen der Abreise, dem Doctor Melchior willige Folge zu leisten.

Ohne nur die geringste Zeit zu verlieren, ließ Anton eine auf beiden Seiten erhöhte Tragbahre verfertigen, sie wurde mit Betten angefüllt, und der Verwundete in dieselbe gelegt, dann begann unter der Begleitung der beherztesten Knechte, die wechselsweise die Tragbahre auf ihren Schultern trugen, der Zug

in

in das Gebirge, Anton ging als Wegweiser vor ihnen her, er zeigte ihnen jede gefahrvolle Stelle, er unterstützte sie wenn der Pfad zu enge wurde.

Der alte Weissenburger zitterte als er in die grauenvolle Tiefe hinabblickte.

„Doktor Melchior!“ rief er aus, „ich glaube Ihr führt mich in die Hölle und ich habe sie auch mehr verdient als ihr wähnen könnt.“

„Faßt nur Muth,“ entgegnete ihm Anton, „bald sind wir am Ziel.“

Wir wollen sie hier den gefährlichen Weg fortsetzen lassen, und zu Ursula zurückkehren; kaum hatte Anton die Hütte verlassen, als sie sich vor dem ländlichen Altar niederwarf, lange lag sie vor Gott in stillem Gebet versunken. Ach! wie flehte sie so innig daß Anton wohlbehalten zurückkehren, daß er ihren Vater angetroffen, daß auch er die Quelle besuchen möchte.

Endlich erhob sie sich wieder, die Sonne breitete ihre erwärmenden Strahlen über die felsigte Landschaft hin; von fern tönte jetzt der ihr wohl bekannte Ton einer Schalmei.

Es war Peter, der mit der Heerde die Felsen herabkam, er näherte sich und suchte durch tröstende Worte Ursula über die Abwesenheit ihres Gatten zu beruhigen. „Er kennt den Weg zu gut," begann er, „um einem Unglück ausgesetzt zu seyn, hat ihn schon oft gemacht, und ist immer wieder glücklich hier angekommen, sorgt Euch nicht um ihn, er steht ja in Gottes Hand wie wir alle."

Ursula betrachtete den Hirten mit einem sonderbaren Gefühl; längst schon war er ihr aufgefallen, er schien nicht auf den Alpen geboren zu seyn. Ein edler Anstand, ein männlicher Ernst und eine düstere Schwermuth, die über seine ganze Gestalt ausgegossen zu seyn schien, war nicht dem Alpenbewohner eigen, der nur die Gemsenjagd und das ruhige Nomaden-Leben kennt.

Peter schien vielmehr große Stürme des Lebens ausgestanden zu haben; Ursula wagte es nicht ihn darüber zu befragen, doch er schien in ihren Augen zu lesen, und hub folgendermassen an:

„Schon längst bemerkte ich es, daß Ihr gern die Geschichte meines frühern Lebens ken-

nen möchtet; sie ist auch fürwahr merkwürdig genug, und jetzt ist die beste Zeit sie zu erzählen.“ Hört also:

„Ich bin kein geborner Schweizer, mein Geburtsort ist in Unter-Oesterreich, wo ich von einem Schmidt erzogen wurde. Als ich mein Jünglingsalter erreicht hatte, ließ er mich eines Tages vor sich kommen.“

„Peter,“ begann er, „Du bist jetzt in einem Alter, wo ich Dir ein Geheimniß von großer Wichtigkeit anvertrauen muß; es hat auf Dein ganzes künftiges Leben einen großen Einfluß; schenke mir also Deine ganze Aufmerksamkeit.“

„Eines Abends, als ich meine Arbeit vollbracht hatte, ging ich im Schatten des Dir wohlbekannten Buchenwäldchens noch einsam umher; plötzlich erblickte ich an einem Gebüsche ein niedlich geflochtenes Körbchen, in welchem sich ein ungefähr sechs Wochen alter Knabe befand, ihm zur Seite lag eine Rolle mit hundert Goldgulden, ein halber goldener Sporn und eine Rolle beschriebenes Pergament. Ich war freilich nicht im Stande, dasselbe zu lesen, doch verließ ich mich auf unsern Kaplan,

der ein gar gelehrter Herr war, und so nahm ich denn Alles mit mir, übergab, als ich nach Hause kam, das Knäblein meiner Gattin Anna, und trug die Pergamentrolle zum Geistlichen, der mir Folgendes daraus vorlas:

„Besondere Umstände zwingen uns dieses Kind auszusetzen; wir legen daher dem, der es erziehen will, einstweilen dieses Geschenk bei, und bitten ihn, daß wenn der Knabe sein achtzehntes Jahr erreicht haben sollte, ohne daß wir uns meldeten, ihn unter die Lanzenknechte eines Ritters treten zu lassen, damit er in der edlen Kriegskunst etwas erfahren werde; bis in sein ein und zwanzigstes Jahr soll er dort harren, dann aber nehme er den zerbrochenen Sporn und reise auf den Burgen umher. Wir werden ihn an diesem Zeichen erkennen, und wenn es möglich ist, öffentlich als unsern Sohn annehmen.“

„Dieß war der Inhalt des Briefes; ich zog Dich also, denn Du selbst bist jenes Kind, mit väterlicher Liebe auf; jetzt müssen wir uns aber trennen. Kuno von Breiteneck, unser Lehnsherr, wird nicht zaudern, Dich als Knappen aufzunehmen, und so wird dann der Wille

Deiner Eltern vollzogen; auch übergebe ich Dir hiemit die Hälfte des Sporns und fünf und zwanzig Goldgulden, die ich Dir aufgehoben habe; sei glücklich, und gedenke Deines Pflegvaters, der Dich immer wie seinen Sohn geliebt hat.“

Thränen rollten bei diesen Worten über die Wangen des Greises; auch ich konnte die meinigen nicht zurückhalten, doch endlich faßte ich mich, nahm zärtlichen Abschied von dem, der mir Alles war, und trat dann meinen Weg nach Breiteneck an.

Schimmernde Rüstungen und Waffengeklirre füllt immer die Brust eines Jünglings mit hohem Entzücken; so ging es auch mir, als die Zinnen und Wartthürmlein der schönen Veste Breiteneck mir entgegenstrahlten. Bald gewahrte ich die Knechte, welche auf dem Vorsprung der Mauer umhergingen; die Sonne spiegelte sich in ihren blankpolirten Brustharnischen und prallte von den stählernen Schilden mit gebrochenen Strahlen zurück.

Jetzt war ich an das Thor gekommen, wo ich den Wächter um Einlaß bat. Nach einigen Augenblicken wurde ich dem Burgherrn vorge-

stellt; ich äusserte meinen Wunsch, unter seinen Waffen zu dienen, und er nahm mich willig auf.

O welche Freude hatte ich nicht, als ich zum erstenmal den ledernen Goller mit meinem leinenen Wams vertauschte, als ich die Sturmhaube auf mein Haupt setzte und unter des Ritters Aufsicht die Hellebardenübungen vornahm! Bald war ich Jedem gleich an Fertigkeit, ein Roß zu tummeln, einen Ring mit der Lanze im vollen Jagen vom Boden zu erheben, oder den Mittelpunkt einer Scheibe mit dem Wurfspieß zu treffen.

Schon war ein Jahr dahingeflossen hinter den dunklen Schleier der Vergangenheit, als ich eines Tages von meinem Herrn den Auftrag erhielt, einen Brief in das Schloß Lilienstein zu tragen; ich machte mich schon früh auf den Weg dahin, die Sonne verbreitete ihre riesenmäßigen Abendschatten und warf ein täuschendes Licht in die Fenster der Sonnenseite des Schlosses. Als ich mich der Zugbrücke näherte, meldete ich mich durch den Hornruf, sie wurde heruntergelassen; ein Knappe trat mir entgegen, ich überreichte ihm den Brief und

harrte einer Antwort; während dieser Zeit kam das Fräulein, Margaretha genannt, und ging, nachdem sie mich freundlich grüßte, die Schloßtreppe hinauf. Meine Augen waren an ihre Fersen geheftet, als sie die steinernen Stufen hinanschwebte; lange konnte ich mich nicht sammeln, Margarethens Bildniß hatte einen himmlischen Abdruck in meiner Seele zurückgelassen, ich war in diesem Augenblick nicht mehr der wilde, tobende Jüngling, mein ganzes Inneres war erschüttert. Lange mochte ich so dagestanden seyn, in des Fräuleins Bildniß versunken und mich selbst nicht mehr kennend, als endlich Ritter Aernt, Margarethens Vater, die Treppe herabkam; deutsche Biedersitte war den Zügen des Alten eingegraben, doch schien ein tiefer Kummer auf seiner Seele zu lasten, er näherte sich mir mit langsamen Schritten. „Melde Deinem Herrn," hub er an, „daß er ungerecht handelt mir die Fehde anzukündigen, doch ich erwarte ihn, auf Gottes Beistand vertrauend, der die Unschuld schützt. Doch junger Knappe, bevor Du die Burg verlässest, labe Dich mit einem Becher Wein. Bei diesen Worten winkte er einem seiner Knechte,

der bald mit einem Humpen erschien; ich that Bescheid, neigte mich tief vor dem Ritter und entfernte mich dann, die Seele mit tausend Bildern erfüllt. Also Fehde, blutige Fehde hatte mein Herr dem Liliensteiner angekündigt, und ich selbst sollte die Waffen gegen ihn ergreifen, welcher der Vater dieser Tochter war; nein! das fühlte ich nur zu sehr, daß ich das nicht im Stande sei. Mein Entschluß war rasch gefaßt; ich beschloß meinen Herrn zu verlassen und bei Aernt Dienste zu nehmen. Diesen Plan brachte ich auch sogleich in Erfüllung; nachdem ich Kuno die Antwort hinterbracht hatte, entfernte ich mich noch in dieser Nacht vom Schlosse Breiteneck und begab mich nach Lilienstein.

Was begehrst du schon wieder? hub Aernt mit fast zornigen Blicken an.

„Edler Herr!“ erwiederte ich ihm, „ich fühle, daß mein Herr in der Fehde gegen Euch Unrecht haben mag, nie noch hat dieser Arm gekämpft und so will ich ihm auch nicht im ersten Kampfe der Ungerechtigkeit leihen; nehmt mich unter Eure Knechte auf, ich werde suchen mich Eures Vertrauens würdig zu zeigen.“

Lange wollte Aernt in meine Bitte nicht einwilligen, als ich aber fest auf meinem Vorsatz bestand, gab er endlich nach und ich wurde in den Reihen seiner Knappen aufgenommen. Schon am dritten Morgen gab der Wächter das Zeichen des anrückenden Feindes. Dunkle Staubwolken wirbelten im Thal empor und wälzten sich unserer Burg entgegen, bald gewahrten wir Kunos entfaltetes Banner auf dessen Wappen ein Habicht über einer Taube schwebte, mit der Inschrift: „Die Stärke siegt," wie das Murmeln eines entfernten Waldstroms, oder wie der Sturmwind durch die Wipfel eines Waldes braußt, wälzte sich die kriegerische Schaar gegen unsere Mauern heran, machte Halt und dehnte sich über die Ebene in schöner Ordnung hin.

Wir hatten uns fest verschanzt und lange konnte Kuno seine Gedult an unsern festen Mauern erproben; während dieser Zeit hatte ich oft das Glück in Margarethens Nähe zu seyn, ach nur zu bald fühlte ich, daß ich ohne sie nicht glücklich seyn konnte, aber welche riesenmäßigen Gedanken faßte ich damals, ich ein niederer Knappe, wagte es an meine

Herrin zu denken! Doch, was mich in meinen kühnen Hoffnungen zu ihrem Besitz zu gelangen bestärkte, war ihre sich nähernde Liebe zu mir, die meinem scharfsehenden Auge nicht entgehen konnte und der halbe Sporn, durch den ich vielleicht einstens in eine ganz andere Lage versetzt werden konnte. Auch schien Aernt mir gewogen zu seyn, denn er zeichnete mich immer vor den übrigen Knechten aus.

Schon waren drei Monden verflossen und mit Schrecken bemerkten wir, daß unser Vorrath an Lebensmitteln täglich abnahm, Aernt beschloß also einen Ausfall ins feindliche Lager zu wagen, bald wurden im Schloßhof die Rosse gezäumt, bald wimmelte es auf den Wällen von Knechten.

„Trag mein Schild!“ rief mir Aernt zu, „und zeige dich würdig dieses edlen Postens.“ O wie pochte mein Herz vor Freude, als wir den Feinden entgegenzogen, bald wogte der Kampf im bunten Gewühl, bald klirrten die Schwerter, die Rosse schnaubten und stampften den Boden, ausschlagend, und um sich beissend, hier sank ein Knecht von einer Lanze getroffen, dort stürzte ein Roß mit seinem

Reiter, der sich noch einmal zu ermannen sucht, doch jetzt trifft ihn der Hieb einer gewichtigen Streitaxt und streckt ihn leblos auf sein Pferd, seinen treuen Begleiter, nieder. Ich war immer an der Seite meines Herrn, er focht wie ein Löwe; manchen Streich hatte ich schon aufgefangen, der seinem Haupt gegolten hatte, manchen Feind schon in den Sand gestreckt; schon schien unser Sieg gewiß, als plötzlich ein dicker Klumpen Feinde auf unsere Fahne losstürzte. Gott! sie wankte, sie begann zu sinken.

„Rette mein Panier!" rief mir Aernt zu und drückte den breiten Sporn in die Seiten seines Rosses, sich auf die Kämpfenden losstürzend; ich folgte seinem Beispiele, wie Wetterleuchte trafen unsere Streiche, mit kräftiger Faust ergriff ich das Panier, und von Neuem flatterte es stolz in den Lüften. Unsere tapfersten Knechte umringten mich und wir begannen einen neuen Angriff; Kuno mußte weichen, und mit Sieg bekrönt, kehrten wir in's Schloß zurück.

Nachdem sich der erste Rausch der Freude gelegt hatte, ließ mich Aernt vor sich rufen. „Peter," hub er an, „Du hast heute viel für mich ge-

leistet, Deinem Muth, Deiner ausgezeichneten Tapferkeit verdanke ich beinahe den glücklichen Ausgang der Fehde. Ich will gegen Dich nicht undankbar seyn, nein! ich will vielmehr über alle Erwartung Dich belohnen; mir ist nicht entgangen, Du liebst Margaretha, schon morgen soll Dein Ritterschlag und Deine Verlobung mit ihr vollzogen werden, da ich weiß, wie sehr sie Dich liebt.“

Meinen Dank gegen Aernt in Worten auszudrücken, war ich nicht fähig, mein Glück war zu groß; stumm stand ich vor ihm, doch was in meiner Seele vorging, konnte er an meinen Augen lesen.

„Geh!“ sagte er gutmüthig: „geh! bereite Dich vor, morgen erwarte ich Dich in der Schloßkapelle.“

Ich wähnte zu träumen, als ich aus dem Saal getreten war und nun erst mein ganzes Glück überdachte; ach! ich wähnte damals nicht, daß nach kurzem Verlauf das Unglück mit Centnerlast auf mir haften würde.

Ich zog mich festlich an; in der Berauschung meines Glückes steckte ich auch den halben Sporn, an dem ich einstens meinen Vater erkennen

sollte, nachlässig in eine Falte meines sammtenen Wams und achtete nicht weiter auf ihn, nur an Margarethen denkend. Endlich kam die Zeit heran, die alle meine Wünsche bekrönen sollte; es war ein herrlicher Morgen, als ich in den Schloßgarten hinabtrat. O wie hoch wogte meine Brust empor! Jetzt hatte ich mich der Kapelle genähert, die von uralten Eichen umgeben war; ich trat durch die offene Pforte in das Heiligthum, die Dienstmannen und Knechte standen, in Reihen gestellt, festlich geputzt, auf ihren Waffen gestützt, umher. Am Altar flackerten die schön gereihten Kerzen vor einer Madonna; das offene Meßbuch vor sich liegend, knieete der Geistliche vor der Himmelskönigin, ihm zur Rechten auf den Altarstufen, mit gebogenem Knie ruhte Aernt, zur Linken Margarethe. Nein, so schön, wie in diesem Augenblick, hatte ich sie noch nie gesehen! Sie bemerkte meinen leisen Eintritt nicht, ihre dunklen Augen ruhten im verklärten Glanz auf der Mutter Jesu. Jetzt wurde erst meine Nähe beobachtet, Alle erhoben sich; Aernt nahm ein uraltes Schwert, das auf dem Altar lag und auf dessen bläulicher Klinge sein altes Wap-

pen eingeprägt war. Ich knieete mich vor ihm nieder; jetzt wurden mir die Pflichten der Ritterschaft vorgelesen, ich leistete den Eid ihrer Befolgung; nun erhielt ich den Schwertschlag und in dem Augenblick, als mir Margarethe die goldenen Sporn an die Füße schnallen wollte, fiel die Hälfte des meinigen mit Geklirre auf die Altarstufen nieder. Wie wenn an einem Sommertag plötzlich und unerwartet ein Blitz in die Wohnung eines friedlichen Landmanns schlägt, und seine Habe in Flammen auflodert, so wie er da zusammenschrecken mag, so schauderte Aernt beim Anblick des halben Sporns.

„Verlöscht die Kerzen! fort! fort aus diesem heiligen Orte, die Zeremonie hat ein Ende; Margarethe ist für Dich verloren!“ Also rief Aernt und entfernte sich mit schnellen Schritten. Ich und das Fräulein waren wie niedergedonnert; der Priester stand da, ohne zu wissen, was er von alle dem denken sollte; alle Anwesende hatten sich entfernt. Ich war fast bewußtlos, kaum daß ich mich auf mein Zimmer schleppen konnte. Margarethe war auf die Altarstufen hingesunken

und wurde ohnmächtig hinweggetragen. Kaum war ich in meinem Zimmer angelangt, so ließ mich Aernt vor sich rufen.

„Unglücklicher!“ begann er: „sag', welches Geheimniß waltet ob dem halben Sporn?“

„Ich erzählte ihm Alles; kaum hatte ich geendet, als er mich mit dem Ausruf: „Mein Sohn!“ in die Arme schloß.

„Danke Gott!“ hub er jetzt wieder an, „daß diese Entdeckung zur rechten Zeit vor sich gegangen ist, denn Margarethe ist Deine Schwester; doch ich bin es Dir schuldig, unglücklicher Sohn, daß Du Deine Mutter und Deine Verfolger kennen lernest; „höre also: Und er fuhr mit folgenden Worten fort:

„Bertha von Falkenstein war die Tochter eines benachbarten Ritters, oft hatte ich das Glück sie zu sehen, und bald entspann sich in unsern Herzen gegenseitig die feurigste Liebe.“

„Oft saßen wir noch traulich beisammen, wenn der Abendstern hinter den falben Westgewölben schon längst auf uns herablächelte, und schwuren uns ewige Liebe, ewige Treue. Unsere Väter sahen mit Wohlgefallen unserer Verbindung entgegen, die sie schon im Stillen

beschlossen hatten; aber ach! ein schweres Gewitter thürmte sich gegen uns auf. Bertha hatte noch einen Bruder, der unser Liebesbündniß mit scheelen Augen betrachtete. Eines Abends kam er mit harten Worten hinter mich, da wurde ich unwirsch und forderte ihn zum Zweikampf. Nur von zwei Knechten begleitet, schlugen wir uns in einem Thale, wo ich Bertha's Bruder tödlich verwundete. Nur mit vieler Mühe gelang es, ihm das Leben zu erhalten. Nun war aber eine Scheidewand zwischen mir und Bertha auf ewig entstanden. Daß ihr Vater nie in eine Verbindung mit mir einwilligen würde, konnte ich mir leicht denken, aber dennoch leistete ich einen Eid, nie ein anderes Mädchen an mein Herz zu drükken, als Bertha."

„Ich hielt auch Wort; denn als ich sah, daß unsere gegenseitigen Bitten zur Versöhnung nichts fruchteten, beschloß ich Bertha zu entführen."

„Es war eine stürmische Nacht, als ich, in einen Mantel gehüllt, mein gutes Schwert an der Seite, meinen Renner bestieg und nach Falkenstein trabte. Ich kannte die Burg so

gut

gut wie die meinige, und nachdem ich mein Roß in der Gegend an einen Baum gebunden hatte, kletterte ich an dem an der Mauer hervorsprossenden Gesträuche empor, nahte mich dem Fenster von Bertha's Gemache und gab ihr ein wohlbekanntes Zeichen. Bald darauf erschien sie, ich machte ihr meinen Plan, sie zu entführen, kund, in den sie mit Freuden willigte. Ihr Vater hatte die Schlüssel zu einem unterirdischen Gang, gewöhnlich in seinem Schlafgemach; Bertha wußte das nur zu gut, und sie beschloß, sich derselben zu bemächtigen; sie eilte in den linken Flügel des Schlosses, gab bei ihrem Vater, der noch wach war, Geschäfte in dessen Gemach vor, und bemächtigte sich der Schlüssel. Bald war sie im Schloßhof; jetzt geleitete sie mich durch einen feuchten, unterirdischen Gang aus der Burg."

„Ich hob sie auf mein Roß und brachte sie in ein unter meiner Herrschaft gelegenes Dorf, wo ich einen biedern Alten kannte, der sie wie seine Tochter aufzunehmen beschloß; ich ließ einen verschwiegenen Geistlichen holen und unsere Verbindung ganz in der Stille vollziehen, dann aber entfernte ich mich rasch, kehrte auf das

Schloß meines Vaters zurück, und Niemand ahnete was von unserer Verbindung. Lange wurde das Fräulein in der Umgegend gesucht, ihr Vater war trostlos über ihren Verlust, doch alles Forschen war vergebens, und ich konnte sie jetzt, ohne alle Gefahr entdeckt zu werden, besuchen. Nach Verlauf von einiger Zeit entdeckte sie mir, daß sie fühle bald Mutter zu werden; unmöglich konnte ich das Kind, das sie verrathen haben würde, in ihrer Nähe lassen, ich beschloß also, Dich auszusetzen, und einstens, so bald es die Umstände erlauben würden, öffentlich als meinen Sohn anzuerkennen; und legte daher, zum Zeichen der Wiedererkennung, einen halben Sporn bei, der Dich heute von ewigem Fluch gerettet hat. Doch ein neues Unglück sollte über uns hereinbrechen; mein Vater befahl mir, mich mit der Tochter einer seiner Freunde zu verehligen, wie ich mich widersetzte, ist keiner Beschreibung fähig. Ich entdeckte meine schreckliche Lage Bertha, ich erzählte ihr, daß mich mein Vater enterben würde, jedoch daß ich alles aushalten wollte, um nur nicht an ihr untreu zu seyn. Ach! Bertha war zu gut, um dieses dulden zu können;

sie selbst zwang mich, in diese Verbindung einzuwilligen; von allen Seiten bedrängt, blieb mir keine andere Wahl übrig, ich reichte Fräulein Hedwig meine Hand. Ich liebte sie nicht, obgleich die Unglückliche suchte, den geringsten meiner Wünsche zu errathen. Nur erst, als meine Bertha, Deine Mutter, im Friedhof des Dorfes eingesenkt war, nur dann erst wurde mir Hedwig theuer, und bald beschenkte sie mich mit einer Tochter, meiner geliebten Margarethe. Du kannst Dir leicht denken, daß Du bei diesen Umständen, da Hedwigs Anverwandte noch am Leben sind, nicht öffentlich als mein Sohn erscheinen darfst; bald hoffe ich alle Hindernisse zu heben und Dich als den Erben von Lilienstein einzusetzen."

„Gott! wie war ich im Stande noch länger im Schlosse zu bleiben, seitdem ich wußte, daß Margarethe meine Schwester sei! Als das unglückliche Mädchen das schreckliche Geheimniß erfuhr, hatte sie sich verzweiflungsvoll auf ihr Zimmer begeben; sie beschloß keinen andern Mann mehr zu lieben; ach! und das holde Geschöpf, das in ihrer schönsten Blüthe dastand, verschloß bald ein schauriges Kloster.

Sie wartete ihr Probejahr nicht ab, nein, schon im ersten Monat leistete sie ihr Gelübde und wurde als Nonne eingekleidet. Auch ich verließ Lilienstein, fort zog ich vom heimischen Heerde; ich wandte mich zu Siegmunds Heer, der damals zwei Kriege mit den Venetianern führte, während ihn die Kostnitzer Kirchenversammlung und die Hussitischen Unruhen in Böhmen beschäftigten. Dort wurde ich willig aufgenommen; bald zeichnete ich mich aus, und schon entschloß ich mich mein ganzes Leben den Dienste der Waffen zu weihen, als ich eines Morgens einen Brief erhielt, worin mir gemeldet wurde, daß mein Vater auf dem Todtenbette liege und mich nur noch einmal zu sehen wünschte. Dieser Ruf war mir heilig; ich nahm meine Entlassung vom Heere und kehrte zu meinem Vater zurück. Bleich und abgemattet war er auf das Lager hingestreckt; bei meiner Ankunft richtete er mit vieler Anstrengung noch einmal das Haupt empor, reichte mir die Hand und befahl seinem Wärter, das ganze Schloßgesinde zu versammeln. Als sein Wille vollzogen war, gab er mich öffentlich für seinen Sohn aus, verschrieb mir in seinem

Testament die Burg, nebst allen dazu gehörigen Ländereien und vermachte nur eine kleine Legate an das Kloster, in dem sich Margarethe befand. Kaum war er damit fertig, so ereilte ihn die kalte Hand des Todes und er verschied in meinen Armen."

„Die Priorin war nicht wenig entrüstet, als ihr Margarethens Erbschaft zugesandt wurde; sie wandte sich deßwegen an den Prior eines nahegelegenen Klosters, um mich in Rechtswege zu zwingen, die Güter meines Vaters herauszugeben; doch da ich meine Geburt und Alles mit Zeugen belegen konnte, so wurde mir vom Kaiser das Recht zuertheilt. Aber die rachedürstende Aebtissin fand bald einen andern Weg, mich zu stürzen."

„Eines Morgens, als ich erwachte, bemerkte ich mit Erstaunen, daß sich mein Schwert nicht mehr in der Scheide befand; es war von meinem Vater, ein mir theures Andenken, unser ganzes Familienwappen war in den Knopf desselben eingegraben. Ich ließ im ganzen Schloß Untersuchungen anstellen, um den kühnen Frevler, der sich das Schwert zugeeignet, zu entdecken, doch war Alles vergebens, und ich muß-

te mich entschließen, ein anderes aus dem Waffensaal umzugürten."

„Drei Tage waren verflossen, da erhielt ich plötzlich eine Ladung, mich vor das heimliche Gericht zu stellen. Schon war ich im Begriff diesem Ruf zu folgen, als mein Vogt, welcher damals einer meiner treuesten Freunde war, mich warnte, indem er mir folgendes spitzbübische Gewebe entdeckte: „Man fand am Morgen des vergangenen Tages in dem nahe an meine Burg grenzenden Wald eine Ermordete, ihr zur Seite lag mein Schwert, und bei näherer Untersuchung fand sich, daß sie meine Schwester, die Nonne Margareth war. Ich wurde allgemein für den Thäter gehalten; die schändliche Aebtissin hatte zwei falsche Zeugen bestochen, die öffentlich vor der heiligen Vehme aussagten, ich hätte die Nonne aus dem Kloster entführt, mit in jenen Wald geschleppt, und nachdem ich meine Wünsche gestillt hatte, ermordet."

„Mein Burgvogt war selbst ein Mitglied der Vehme, doch da er oft falsche Urtheilssprüche vernahm, so beschloß er, im Stillen

gegen dieses Gericht zu wirken, und hatte schon manches Opfer gerettet.“

„Auch mir konnte er nicht verschweigen, daß mein Tod schon so viel als beschlossen sei, wenn ich mich dem Gericht unterwürfe; ich sollte daher die Flucht ergreifen und ich beschloß auch seinem Rath zu folgen, nur wollte ich mich noch so viel wie möglich nach der Wahrheit dieser Aussage erkundigen.“

„Alles was ich erfahren konnte, war ohngefähr Folgendes: „Margarethe war einige Tage unwohl und starb, ohne daß es Jemand im ganzen Kloster wußte, in den Armen der Priorin; diesen Augenblick benützte sie, mich zu stürzen; sie ließ die Leiche von ihren Vertrauten in den Wald bringen, mein Kaplan war mit unter der Decke, er hatte sich meines Schwertes bemächtigt, welches, nachdem man zuvor die Leiche damit verstümmelte, an ihre Seite gelegt wurde. Am andern Tage kamen mehrere des Vehmgerichts hinzu, erkannten mein Wappen, und da sie mich ohne Zweifel für den Mörder hielten, so wurde ich vorgeladen.“

„Mein tiefer Schmerz über Margare-

then, die wahrscheinlich keinen natürlichen Tod gestorben war, machte mir die Aussenwelt gleichgültig; ich ließ mir ein gesatteltes Roß vorführen, schwang mich darauf und sagte Lilienstein auf ewig Lebewohl! Lange irrte ich umher, verfolgt von der Vehme, ich wünschte mir ein Hüttchen bauen zu können, doch auch dieser Trost ward mir versagt, denn nirgends war ich vor meinen Verfolgern sicher; endlich wandte ich mich in die Schweiz und fand diese wilde, fast unzugangbare Gegend, wo ich mir eine Hütte erbaute. Lange lebte ich schon hier oben, als Euer Gemahl — damals war er noch im Kloster — zu mir heraufkam und meldete, er bringe bald ein holdes Fräulein mit, ich sollte mich bereiten, denn auch er begehre hier zu wohnen; ich that's, und was seit diesem weiter vorgefallen, das wißt Ihr selbsten schon."

Hier endigte Peter seine Erzählung. Ursula hatte ihm aufmerksam zugehört, beide wollten jetzt in die Hütte, als plötzlich die Felsen herauf eherne Tritte erklangen; bald gewahrten sie die schönen Fähnlein des Weissenburgers mit seinem Wappenschild pran-

gend, aber ehe noch der Zug den Felsen erstiegen hatte, stürzte sich schon Anton in die Arme seiner Gemahlin und erzählte ihr in der Kürze, daß sogleich ihr Vater gebracht werden würde, daß er sehr krank sei, aber mit Gottes Hülfe durch den Gebrauch des Bades hergestellt werden würde.

„Nun ist es aber nöthig, liebe Ursula, daß Du dich entfernt hältst, damit Du nicht entdeckt wirst von den mitfolgenden Knechten, und für deinen Vater ist es nöthig, zur Erlangung seiner Gesundheit, daß er es nicht ahndet, daß seine Tochter in seiner Umgebung sich befindet.“

„Wie mein Anton, du willst mir gebieten, ich solle nicht meinen theuern Vater pflegen, nicht ihn warten, ihm die Arzneien reichen! Du wolltest mir diese süße Pflicht rauben, die mir meinem Seelenfrieden wieder geben kann?“

„Bedenke doch, meine Ursula, daß mein Leben auf dem Spiele steht, wenn Dein Vater unser Verhältniß entdeckt, ehe er versöhnt ist.“

„Sei ruhig Anton! ich werde durch die mitgebrachte Männerkleidung mich so verhüllen, daß mich weder mein Vater noch seine Be-

gleiter erkennen werden; habe daher keine Sorge, ich kenne meine Pflicht und gewiß werden wir versöhnt von dannen ziehen."

Kaum war sie mit ihrem Anzuge fertig, als das Gefolge mit dem alten Weissenburger herangezogen kam. Mit dem tiefsten Gefühl des Schmerzes und der Freude eilte sie ihrem Vater entgegen und nur mit Mühe konnte sie sich enthalten, ihm nicht zu Füßen zu fallen und um Vergebung für sich und ihren Anton zu flehen. Eine Ermahnung von Anton, brachte sie wieder zu sich selbst, und mit Ruhe schaffte sie alles herbei, und richtete Ihrem Vater in der Hütte ein, so gut als es immer nur möglich war.

Der Weissenburger sah mit welcher Sorgfalt und Aufmerksamkeit Ursula alles für ihn besorgte und fragte Anton, wer denn der schöne Jüngling wäre, welcher so geschäftig alles anordnete.

„Es ist mein Pflegling und euer Wärter, edler Herr, wenn ihr es genehmigt, er wird euch allen Beistand und mögliche Erleichterung verschaffen, antwortete Anton."

„Komm her mein Sohn, wandte sich der

Weissenburger zu Ursula, wie nennt man dich?"

„Schüchtern nahte sich Ursula, ließ sich auf ein Knie bei seinem Lager nieder, ergriff seine Hand und küßte sie zärtlich, indem sie sprach: Johannes den Waisen-Knaben nennt man mich, da ich weder Vater noch Mutter mehr habe."

„Steh' auf armer Junge, erwiederte seufzend der kranke Greis, auch ich bin ein Verlassener, doch bin ich durch meine Härte an meinen Leiden selbst schuld."

„Beruhigt Euch, edler Herr! sagte Anton, Gott kann ja alles noch besser machen, als Ihr es denkt. Wir wollen uns jetzt entfernen, damit Ihr ungestört seid und Euch etwas erholen könnt von der gewiß anstrengenden Reise. Ich will indessen die versprochene Labung bereiten."

Bald darauf brachte Ursula einen Becher des Gesundheitswassers; ihr Vater fühlte nach dessen Genuß sich mächtig gestärkt und verfiel in einen wohlthätigen Schlummer.

Ursula wich nicht von dem Lager ihres

Vaters, nur mit Mühe konnte sie entfernt werden, um einige Stunden Schlaf zu genießen.

Von Tag zu Tag besserte es sich mit seiner Gesundheit, neue Kraft verbreitete sich in seinem ganzen Körper; Ursula begann ihn im Freien herumzuführen, und oft äusserte er: „Wie soll ich Dir Deine Liebe, Deine Sorgfalt, die Du für mich hast, vergüten?“ — Da küßte sie jedesmal seine Hand und wünschte nur, daß er vollkommen gesund werden möchte.

Anton bot gleichfalls alles auf, was in seinen Kräften stand, um eine schnelle Wirkung bei dem Kranken hervorzubringen, damit seine schöne Hoffnung auch gekrönt würde. Diese Stunde schlug auch bald; der Weissenburger äusserte gegen Anton und Ursula, als sie eben bei ihm waren, daß er nun auf seine Burg zurückkehren wolle, indem er sich jetzt ganz hergestellt fühlte, und setzte seinen Wunsch hinzu, daß Anton nun sagen sollte, wie er ihn und seinen liebevollen Wärter belohnen könne. „Folgt mir auf meine Burg,“ sagte er, „ich will euch gewiß eure Liebe zu vergelten suchen; ich bin kinderlos, alles das Meinige theile ich willig

mit euch, denn ich habe ja nur euch die Erhaltung meines Lebens zu verdanken."

Ursula nahm tief bewegt seine Hand und drückte sie an ihre Lippen, und sprach: „Edler Herr, schenkt uns nur Eure Liebe, und verzeiht Eurer Tochter, von der Ihr mir so vieles erzählt habt."

„Sei stille über diesen Gegenstand!" erwiederte er: „Du weißt mit welchem Kummer ich an meine verlorne Tochter täglich und stündlich denke, und ihr gerne verzeihen würde, wenn ich sie wieder in meine Arme schließen könnte."

Ursula zerfloß beinahe in Thränen, sie drückte die Hand ihres Vaters an ihre Lippen und heiße Thränen floßen darauf. „Was bewegt Dich so, mein Sohn, daß Du so gerührt bist?"

„Euch nicht allein gesund, sondern auch glücklich zu sehen, ist der höchste Wunsch meines Lebens!" antwortete sie, ließ seine Hand los und entfernte sich.

„Sonderbar!" sprach der Weissenburger: „die Stimme kommt mir so bekannt vor, oft habe ich schon Vergleichung mit ihm und meiner un-

glücklichen Tochter angestellt, ich finde so viel Aehnlichkeit zwischen ihm und ihr, daß mich nur der Unterschied des Geschlechts irre führte."

Anton der Siebenecker, der nun überzeugt war, daß der Zeitpunkt gekommen sei, um die Versöhnung zu Stande zu bringen, wandte sich jetzt an den Weissenburger mit den Worten: „Wohlan, edler Herr! wollt Ihr mich belohnen, so gewähret, was ich von Euch fordern werde; es ist nichts anders als Verzeihung für begangene Fehltritte; schwört mir bei Eurem Ritterwort, Eure Zusage."

„Wie soll ich Eure Worte deuten!" entgegnete der Weissenburger: „Doch ich bin überzeugt, daß Ihr nichts Unedles fordern werdet, und daher schwöre ich auf den Knopf meines Schwertes, bei meinem Ritterwort, die Erfüllung Eurer Bitte."

„Nun denn!" rief Anton aus: „Bereitet Euch vor auf etwas Großes, das Euch bevorsteht!" Und indem er des Weissenburgers Hand an seine Lippen drückte, eilte er von ihm mit den Worten: „Geduldet Euch, edler Herr, einen Augenblick, ich komme sogleich wieder."

Der Weissenburger schüttelte den Kopf

und sprach vor sich hin: „Ich weiß nicht, seine Worte sind so dunkel, seine Theilnahme für meine unglückliche Tochter, ihre öftere Vertheidigung, — Gott! wenn er sie mir brächte! Ich habe keine Ruhe, ich muß ihm nach, wenn er meine Ursula mir in die Arme führte!"

In dem Augenblick trat Anton mit Ursula, welche wieder in weiblicher Kleidung war, herein und führte sie Johannes entgegen, mit den Worten: „Hier, edler Herr, habt Ihr in Eurem Wärter, Eure Tochter Ursula wieder."

„Gott! meine Tochter!" — „mein Vater!" erscholl es von beiden Seiten, und Ursula stürzte in die ausgebreiteten Arme ihres Vaters.

O welche schöne Scene war es zu sehen, mit welcher Liebe der Vater seine wiedergefundene Tochter umschlungen hielt! sie wand sich aus seinen Armen, stürzte vor ihm nieder, umfaßte seine Kniee und sprach mit rührenden Worten: „Vergebt auch meinem Anton, meinem Gemahl!"

„Wie, Anton, der Siebenecker, der entflohene Mönch ist Dein Gemahl?"

„Verzeihung auch ihm, theurer Vater, wenn Euch das Leben Eurer Tochter lieb ist!“

„Wo ist er? wo ist Anton der Siebenecker?“ — Und zu seinen Füßen lag Anton mit dem Ausruf: „Hier bin ich, edler Herr!“

„Gott! Ihr seid Anton der Siebenecker! der Arzt, der Erretter und Erhalter meines Lebens! Steht auf, meine Kinder! an mein Herz, in meine Arme! Euch sei Alles verziehen!“

Nun mußte Ursula ihr Schicksal erzählen; oft faßte er die Hand seiner Tochter und drückte sie innig an seine Brust. „Und alle diese Drangsale mußte ich Dir durch meine Härte bereiten!“

Nachdem sich die Freude der Wiedervereinigung etwas gelegt hatte, wurde erst darüber gesprochen, was man nun anfangen sollte, um vor den Verfolgungen des Klosters, wegen dem Entweichen Antons, gesichert zu seyn; es wurde endlich nach langem Hin- und Hersinnen beschlossen, daß der Weissenburger mit Ursula alleine auf die Burg zurückkehren sollte und zu suchen, die Mönche, die noch immer wie sonsten freien Zutritt hatten, von der

Burg

Burg etwas zu entfernen. Anton sollte noch einige Zeit hier bleiben, dann aber unter einem falschen Namen bei Johannes Dienste nehmen und sich in Waffenübungen ausbilden, um im Falle der Noth seine Gattin gegen jeden Feind vertheidigen zu können.

Dieser Plan wurde auch bald vollzogen. Als Johannes zurückkam auf seinem Schlosse, wollten die Mönche einen ihrem Kloster nahe liegenden Weiher, für die Dankgebete die Sie für die glückliche Wiederfindung seiner Tochter zum Himmel schicken werden. Der Weissenburger schlug es ab und kam hart mit Ihnen zusammen, wodurch ein ganzer Streit beinahe entstund. Entrüstet entfernten sich die Mönche. Von dieser Zeit an war er vorzüglich gegen die Ordensgeistlichen des Klosters, in dem sich Anton befunden hatte, äusserst kalt; bald blieben Einige aus, dann Mehrere und zuletzt war die Weissenburg, früher einem Kloster zu vergleichen, ganz von Mönchen verlassen und der alte Johannes als ein gottloser Mann in der ganzen Umgegend gehalten. Jetzt hielt man es für die schicklichste Zeit Anton ins Schloß zu rufen, dieser

hatte sich, während dem dieß alles auf der Weissenburg vorgegangen war, im Scheibenschießen und Lanzenwerfen geübt, und war in diesem kurzen Zeitraume doch schon zu einer ziemlichen Vollkommenheit gekommen. Jetzt kam die Nachricht, daß er in der Burg erscheinen sollte. Er folgte seiner neuen Bestimmung voll Freude, und kaum konnte er den Augenblick erwarten, an dem er wieder in Ursulens Nähe seyn würde; endlich lag die Burg vor ihm. Da stand er, an dem mit Nägeln und dicken Banden beschlagenen Thore, knarrend eröffnete es seine Flügel, und Anton wurde vor Ursulens Vater geführt, und unter dem Namen Siegfried, als Leibknappe aufgenommen. Nicht lange dauerte es, so war er jedem Andern gleich an Waffenkenntnissen, und wurde unter einem vorgeblichen Grund, zum Ritter geschlagen; auch heischten die Umstände eine öffentliche schnelle Verbindung, indem Ursula fühlte, daß sie bald Mutter werden sollte; sie wurde vollzogen! Aber beides erregte gleich großes Aufsehen im nahen Kloster, denn äusserst selten, ja fast unmöglich war es, daß ein Knappe in so kurzer Zeit und ohne Fehde, zum Ritterschlag

gelangen konnte; doch noch auffallender mußte es dem Nichtgeweihten seyn, daß sich die reiche Erbin der Weissenburg mit einem, erst von ihrem Vater zum Ritter geschlagenen, Knappen verband. Diesem Räthsel auf die Spur zu kommen, beschlossen die Augustiner. Sie liessen kein Mittel ungenützt, doch Alles war vergebens; die Weissenburg schien mit tausendfachen Riegeln vor ihnen verwahrt zu seyn. Nur ein einziger Bruder kam auf den Einfall, als Minnesänger auf die Burg zu gehen, schon von jeher war er der Leyer kundig, konnte auch ein Liedchen in jedem Augenblick verfertigen. Er hatte weißlich eine ganz andere Strasse eingeschlagen, als die war, welche vom Kloster herführte; nur mit Mühe wurde er auf der Burg vorgelassen, denn Verrath ahnend, war man dort sehr vorsichtig geworden; doch als der vermummte Fremdling mit ungekünstelter Treuherzigkeit vorgab: er komme von Schwaben und wolle nach Frankreich, so glaubte man seinen Worten. Bald erkannte er in Ursulens Gemahl den ehemaligen Bruder Anton von Siebeneck, da stimmte er die Saiten und sang:

Romanze.

Es war einst eine Gottesbraut
Im Kloster Friedensstern,
Sie war dem Heiland angetraut,
Geweiht war sie dem Herrn.

Da sah sie einen Rittersmann
Im hellen Harnisch steh'n;
Er fleht die Mutter Gottes an,
Wollt' fernhin pilgern geh'n.

Da war ihr Herz sogleich entbrannt;
Und als die Nacht sich naht,
Nahm sie den Pfortenring zur Hand,
Schnell aus der Zell' sie trat.

Die Schlüssel zu dem Klosterthor,
Die waren ihr bekannt,
Sie nahm sie, schleichend, ietzt hervor,
Von Liebe heiß entbrannt.

Jetzt weckte sie den Ritter auf,
Und führt ihn mit sich fort,
Schnell zu dem Klosterthor hinauf,
Entfloh dem heil'gen Ort.

Doch ach! sobald der Morgen graut,
Da sitzen Reiter auf;
Denn man vermißt die Gottesbraut,
Schnell eilet nach der Hauf.

In einem fernen Eichenhain
Ereilen sie das Paar,
Da blitzet rings der Schwerter Schein,
Und fechtend naht die Schaar.

Der Ritter sinkt in seinem Blut,
Die Nonne schleppt man fort,
Da sank der Armen all' ihr Muth,
Sie kommt zum heil'gen Ort.

In der Gewölbe untersten
Da mauert man sie ein,
Wo mehr denn hundert Särge steh'n,
Vermoderndes Gebein.

Nehmt Euch's zum Muster, die Ihr seid
In Gottes heil'gem Ort;
Wer sich dem Kloster hat geweiht,
Kommt lebend nimmer fort.

Hier endigte der Mönch, einen scharfen Blick auf Anton werfend, der ihn in diesem Augenblick auch erkannte. Er wurde seiner Vermummung beraubt und in's Verließ hinabgeschleppt; von ihm erfuhr man, nachdem er sich lange geweigert hatte, etwas zu sagen, die Gefahr, welche Anton drohte, und er beschloß, unter einem unbekannten Namen als fahrender Ritter, einige Zeit zu reisen, bis

man vielleicht eine Dispensation des Papstes, in Hinsicht seiner, erhalten hätte.

Schon nach Verlauf einiger Tage verwirklichte er dieß Vorhaben; er hatte seinen Renner bestiegen, der die schwere Last seines bepanzerten Reiters nicht fühlend, leicht mit ihm dahintrabte; von zwei Knappen begleitet, deren Treue schon längst erprobt war, und auf die er sich in jeder Gefahr verlassen konnte, trat er die Reise an.

Ich will den Leser nicht mit allen den Abentheuern und Gefahren ermüden, die Anton auszustehen hatte; weiß es ja schon jeder nur etwas Belesene, wie ein fahrender Ritter hier turnierte, dort eine Prinzessin befreite, oder einen Geist erlöste, wie oft er in Lebensgefahr kam, wie er um Gastfreundschaft ansprach, von den Damen geschätzt, geachtet wurde, zumal wenn er die beliebte Leier zu spielen verstand; denn auch schon damals glühte so manche Brust für die Dichtkunst im hohem Sinne, mancher Minstrell, Troubadour oder Minnesänger mußte den Ehrenplatz an einer Fürstentafel einnehmen; doch wir wollen hievon abbrechen.

Eben löschte die Fackel des Tages ihr Purpurlicht in Osten, dunkle Schatten breiteten sich über die Natur hin, ruhig lag die Landschaft; jetzt stieg der Mond empor und spiegelte sich zitternd in den nur vom Zephir gekräuselten Wellen des See's; hier schlug die Wachtel im Weizenfeld, dort ertönten Philomelens veredelte Töne im dunkeln Haine, leiser zirpte die Grille; über den aufsteigenden Dünsten des Stroms tanzten die Schnacken und Eintagsfliegen in luftigen Reihen; die Eule begann ihren nächtlichen Raub aufzusuchen und ihre monotomische Stimme störte Sekundenlang die tiefe Stille. Da ritt ermattet von der langen Reise Anton in einem Tannenwald mit seinen Knappen dahin. O wie sehnte er sich nach einem freundlichen Obdach! O wie oft bog er mit seinem Roß in einen neuen Waldweg, um einen Ausgang zu finden, denn der Gegend unkundig, hatten sie sich in einem dichten Gestrippe verirrt, aber vergebens; schon war er entschlossen, die Nacht im Gehölze zuzubringen; schon war er vom Rosse gestiegen, und hatte es seinen Knappen übergeben. Da gewahrt' er plötzlich den flackernden Schein

eines Lichtes durch die Bäume schimmern; er gebot seinen Knappen, ihm vorsichtig mit den Rossen zu folgen, damit sie kein Unglück hätten, indem, wie es schien, kein gebahnter Weg zu dem ihnen entgegenscheinenden Lichte führe. Er zog sein Schwert und eilte vorwärts nach der Gegend hin, wo der Schein ihm entgegenblitzte. Mit Mühe bahnte er sich durch das Gesträuche einen Weg und endlich erblickte er vor sich ein kleines Häuschen, das er bald erreichte. Die Lage, in welcher dieses stand, kam ihm verdächtig vor. Er näherte sich demselben langsam und spähte nach dem Eingang umher; da kam er an das kleine Fensterchen, durch welches der Schein des Lichtes schimmerte, und sah, wie in der Mitte der Stube ein großer, rüstiger Mann stand, dem Anschein nach ein Köhler, indem er einen Schürbaum in der Hand hatte. Er hörte ihn leise darinnen mit einem Weibe sprechen, das neben ihm stund, und vernahm deutlich die Worte: „Jetzt schläft unser Gast fest, und es ist die Zeit da, Herr über ihn zu werden um seine Kostbarkeiten uns eigen machen zu können.“

Darauf sagte die Frau: „Ich höre vor der

Hütte ein Geräusch, welches mich dünkt, wie klirrende Fußtritte."

„Ei warum nicht gar, wer wird sich in diese Gegend, in tiefer Nacht noch verirren, dies ist wahrscheinlich der Wind, welcher die Fensterscheiben erschüttert, du siehst und hörst immer mehr als es wirklich ist."

Da sah unser Ritter in der Ecke, einen Mann auf einem Lager hingestreckt. Der Köhler näherte sich ihm, eben im Begriff einen tüchtigen Hieb nach dessen Haupt zu führen, da schlug er das Fenster ein und rief mit kräftiger Stimme: „Halt ein du Bösewicht oder du bist des Todes." Mit einem starken Fußtritt sprengte er die gleich am Fenster entdeckte Thüre, und stürzte mit blankem Schwerte auf den Köhler zu. Das Weib entfloh mit Geschrei durch die geöffnete Thüre und hatte die Lampe vom Tisch geschlagen. Anton zog sich an die Thüre zurück, um sein Hüfthorn ertönen zu lassen, damit seine Knappen schnell herbeikämen, da hörte er wie Jemand mit dem Köhler handgemein ward, und vernahm die Worte: „Kommt mir zu Hülfe, Ritter, er erdrückt mich!" In dem Augenblick stürzte einer

seiner Knappen zur Thüre herein, und bald war der Köhler zu Boden geworfen und mit Stricken gefesselt. Der Knappe brachte sogleich Licht herbei; die Frau des Köhlers war den beiden Knappen entgegengekommen, und da sie das Hüfthorn ihres Ritters hörten, so nahmen sie solche gefangen und brachten sie mit hergeschleppt.

Der gerettete Fremde umarmte unsern Ritter mit den Worten:

„Habt tausend Dank, edler Ritter, daß Ihr mich von einem solchen schmählichen Tode errettet habt, ich will Euch tausendfach vergelten den Dienst, den Ihr mir erwiesen; erlaubt nur, daß ich dieses mich umhüllende Gewand von mir werfe und mich meinem Stande gemäß ankleide.“ — Der Fremde langte aus einem Sack ein atlasenes Wams, mit Gold durchwirkt, und einen Purpurmantel hervor, und hing sich ein päpstliches Ordensband um.

Jetzt wurde es Anton klar, wen er aus des Mörders Händen gerettet hatte; da begann er, sich an ihn wendend: „Es wird nicht rathsam seyn, Hochwürdiger Herr, daß wir noch in dieser Nacht die Hütte verlassen; ich kenne

keinen Weg und Steg, und leicht könnten wir in diesem schauerlichen Walde ein Unglück haben. Ich habe ein Paar tüchtige Knappen bei mir, und wenn der Köhler auch Anhang hat, so fürchte ich nicht ein Dutzend solcher Buschklepper."

„Ihr habt recht," begann der Fremde: „Es wird keine Noth haben, den Morgen hier zu erwarten, um dann mit mehr Sicherheit diese Gegend verlassen zu können; ich kenne hierum die Gegend und Ihr geleitet mich zu dem Sitz meines Bischoffthums."

Der Ritter gab seinen Knappen Befehl, die Rosse so gut als möglich unterzubringen, und einer sollte genau den Köhler und sein Weib bewachen, damit sie nicht entwischten.

Der Fremde wandte sich an unsern Ritter mit den Worten: „Es wird Euch räthselhaft seyn, warum Ihr mich zuerst in einem büssenden härenen Gewandt, und jetzt in einer Bischoffskleidung erblickt. Ihr werdet wohl kein Bedürfniß fühlen, zu schlafen, welches wohl auch nicht rathsam seyn dürfte, so will ich Euch die Ursache meines Hierseins erzählen.

„Ich nenne mich Otto, bin Bischoff in

B***. Einem hohen Gelübde gemäß, zog ich im härnen Gewande zum heiligen Vater nach Rom. Als ich dort Buße gethan und in Sankt Peters herrlichem Dom lange vor meinem Schöpfer lag, kniete ein altes Weib zu meiner Rechten, weiße Locken umgaben ihre gefurchte Stirne, ein kleines blinzelndes Auge strahlte noch feurig genug unter der borstigen Wimper hervor; lange betrachtete sie mich, endlich nahete sie sich mir. „Ehrwürdiger Vater!“ hub sie an: „nehmt mir morgen eine Beichte ab.“

Ich bedeutete ihr, daß ich bloß als Pilgrim hier verweile und zeigte ihr zu gleicher Zeit den eben im Beichtstuhl sitzenden Mönch. Doch vergebens, die Alte entdeckte mir, daß nur ich, ich allein im Stande wäre, das wieder gut zu machen, was sie verbrochen habe. Ich wollte ihr nicht gerne einen zweiten Abschlag geben und bedeutete ihr, morgen um die nämliche Stunde hier zu erscheinen. Ich ließ mir daher am andern Morgen die Erlaubniß ertheilen, als Beichtiger hier erscheinen zu dürfen. Noch lag ein feierliches Halbdunkel über die heiligen Hallen verbreitet, nur das Bild der

hohen Himmelskönigin strahlte, von den flakkernden Kerzen erhellt, im fernen Hintergrund und zeichnete ihre gigantischen Schattenumrisse auf dem Boden dahin; auf dem hohen Gesimmse standen die riesenmäßigen Cherubin im dunkleren Schatten, gleich geistigen Gestalten aus Gräbern emporsteigend, dumpfer Glockenschlag ertönte im geheiligten Ort, bald lagen einzelne Betende in eigenen Gruppen vor den Heiligen-Bildern. O, es war ein seltsames Gefühl, das sich meiner bemächtigt hatte, nie noch bebte mein Herz so hoch empor, ich selbst war ja noch gestern als Pilger im heiligen Dom und nun erwarteten mich vielleicht die Seufzer einer furchtbaren Sünderin. Jetzt nahete sich mir das Weib mit wankenden Schritten und ich vernahm folgende Erzählung:

„Ich wurde auf Siebeneck erzogen,“ hub sie mit bebender Stimme an: „Da sich die Gattin meines Herrn zum zweitenmal Mutter fühlte, konnte er diesen neuen Zweig seiner Familie keine glänzenden Aussichten versprechen, denn er hatte sich fest vorgenommen, seine Güter nur seinen ältesten Sohn zu hinterlassen.“

„Es war eine stürmische Dezembernacht;

dichtes Schneegestöber fiel, sich durchkreuzend, auf die beeiste Flur; ein rauher Nordwind hauchte durch die beschneiten Baumwipfel, die ihre Bürde zur Erde warfen; so, gleich einem Bild des Todes, lag die erstarrte Natur um das Schloß Siebeneck. Da kam das zweite Kind meines Herrn zur Welt; es war auch ein Sohn. Was konnte diesem in der Folge anders übrig bleiben, denn als Knappe zu dienen, oder ein Mönch zu werden, beides traurig genug für den edlen Sprößling von Siebeneck, dessen Ahnen nur im Schlachtgewühl an ihrem Platze standen, denen das Geklirr eines Schwertes weit über Becherklang ging und deren Wappen noch nie mit der geringsten Schandthat befleckt wurde.“

„Egbert von Siebeneck ging mit grossen Schritten im Schloßsaal umher, leise einen Paternoster murmelnd, als ich ihm aus dem Gemach seiner Gattin das Kind entgegentrug; er hob es auf seinen Armen empor, drückte es an seine Brust, aber nicht mit dem süßen Entzücken eines beglückten Vaters, nein, des Knaben Schicksal lag zu traurig vor seinen Augen da. Da meldete man ihm, daß ein Rit-

ter mit einer kranken Dame um Einlaß bat, welches Egbert bewilligte."

Mit Staunen hörte Anton zu, immer begieriger harrte er auf das Ende dieser Erzählung.

„Ein Wagen rollte bald darauf, von einem Ritter und vier bewaffneten Reitern begleitet, über die Zugbrücke. Ein halb todtes Weib, einen Säugling im Arme haltend, wurde aus dem Wagen gehoben und in ein Zimmer des Schlosses gebracht; der Rittersmann wandte sich dann zu dem Schloßvogt mit folgenden Worten:

„„Ich bin Almarich, Fürst zu B***; wichtige Geschäfte zwangen mich, Lothringen zu bereisen; auch die Anwesenheit meiner Gattin war unumgänglich nothwendig; unsere Geschäfte dauerten dort zu lange, und so kam es denn, daß meine Gemahlin unterwegs Mutter wurde. Die rauhe Jahrszeit, nebst den Unbequemlichkeiten der Reise haben ihr eine Krankheit zugezogen. Sagt Eurem Herrn alles dieß, und ich ließe ihn bitten, mir einige Tage Gastfreundschaftliche Aufnahme zu schenken."" — Der Vogt entfernte sich und bald erschien Egbert,

den Fürsten zu bewillkommen; die Männer versammelten sich um den schäumenden Humpen und zechten lange in die Nacht hinein. Ich saß noch am Rocken, matt brannte die Kerze, die vor mir auf dem Tische stand; da bewegte sich plötzlich die Angel der Thüre und der Herr von Siebeneck trat zu mir herein."

„Weib!" begann er: „Ich habe schon viel Freundschaft gegen Dich gezeigt, jetzt kommt es auf Dich an, dieselbe zu vergelten. Almarichs Weib! die Fürstin liegt matt und entkräftet in diesem Augenblick unbewacht auf ihrem Lager, ihr zur Seite der Säugling; Weib, wenn Du klug bist! — Hast Du diesen Wink verstanden?" — Mit diesen Worten legte er mir seinen neugebornen Knaben in die Arme und eilte aus dem Zimmer, und ich — ich ergriff das Kind, trug es leise hinab in das Gemach der Fürstin; sie hatte die Augen geschlossen, unbemerkt vertauschte ich die Knaben, und froh der gelungenen That, kehrte ich zurück."

Anton konnte jetzt kaum mehr sein Erstaunen mäßigen; auch der Bischoff machte eine Pause, dann fuhr er weiter fort:

„Hier machte die Beichterin einen kleinen

Still-

Stillstand, auch mir in meinem Beichtstuhl war es nicht allzuwohl, doch das Weib sammelte sich wieder und verfolgte ihre Erzählung mit folgenden Worten:

„Ohne den Tausch nur zu ahnden, entfernte sich danksagend, nach Verlauf von drei Tagen, die fürstliche Familie.“

„Wir zogen den Knaben mit aller Liebe als unser Kind auf, doch mußte er sich, als er dem Knabenalter entwachsen war, entschließen, in das Kloster Ferrenthalen als Laienbruder zu treten.“

„Gott!“ stammelte hier Anton.

„Was ist Euch?“ rief der Bischoff.

„Ach, nichts! ich bitte Euch, erzählt nur weiter!“ entgegnete Anton und der Bischoff fuhr also fort:

„Wir hatten uns,“ also hub das Weib ihre Erzählung wieder an, „sehr oft nach dem jungen Fürsten, des Siebeneckers Sohn, erkundigt, er hatte von Natur einen kränklichen Körper erhalten und starb in seinem fünfzehnten Jahre. Egberts Schmerz über diesen Todesfall war unbeschreiblich; doch als die

Zeit etwas Balsam auf diese Wunde gelegt hatte, wünschte er nichts, als den im Kloster befindlichen wahren Sohn des Fürsten wieder seinen Aeltern zurückzugeben. Doch dieß war unmöglich; die Scheidewand, die sich zwischen diesem Wunsch aufthürmte, war unübersteiglich; unmöglich war es, ohne Entdeckung der ganzen That den Sohn seinen Aeltern zurückzugeben, und konnte Egbert dulden, als Betrüger vor der Welt dazustehen. Es wurde daher beschlossen, die Sache Gott und dem Zufall zu überlassen."

„Einige Jahre darauf starb der alte Fürst, aus Gram, seinen Sohn verloren zu haben; sein Bruder, der ihr selbst seid," also sprach die Beichterin, „war schon früher Bischoff geworden, und da das Fürstenthum ohne andere Erben war, so fiel es Euch zu; doch Ihr machtet eine weite Pilgrimschaft bis hierher nach Rom. Auch mich quälte meine Unthat so sehr, daß ich eine gleiche Pilgrimschaft unternommen hatte. Gestern hatte ich das Glück, Euch zu sehen; nein, nicht länger konnte ich unser Verbrechen verschweigen. Ich bitte Euch um Schonung für den alten Siebenecker." Hier en-

digte das Weib ihre Erzählung, die mein Innerstes erschüttert hatte.

„Onkel!“ jauchzte hier Anton, dem Bischoff in die Arme stürzend: „Ich bin jener vermeintliche Anton von Siebeneck!“

„Nun Fürst!“ entgegnete der Bischoff, ganz sich seiner Freude überlassend, dann fuhr er fort: „Jetzt entfernte sich das Weib; ich folgte ihr nicht nach, meine Gedanken waren nur mit dem erfüllt, Dich zu finden. Ohne Verzug brach ich nach der Schweiz auf, kam in dem Kloster Ferrenthalen an und erfuhr dort, daß Du schon seit langer Zeit entflohen wärest; auch sei das Fräulein eines benachbarten Ritters zu gleicher Zeit mit Dir verschwunden.

„Das ist meine Gattin!“ fiel Anton ein.

Ohne auf diesen Einwurf zu achten, setzte der Bischoff die Erzählung fort: „Jetzt ging ich auf die Weissenburg, um etwas über Deinen Aufenthalt erfahren zu können, doch wie ich sah, wollte man mit der Sprache nicht heraus, trotz meiner Versicherung, daß Dein Wiederfinden nur Dein Bestes bezwecken würde. Ich gab in dem nahen Kloster dem Prior den Auftrag, alle nur möglichen Nachforschungen

nach Dir zu machen und mich von dem Erfolge zu benachrichtigen. Alle meine Bemühungen waren bisher fruchtlos, bis der glückliche Zufall uns in dieser Hütte vereinigte. Doch jetzt ist der Morgen herangebrochen, wir wollen nicht säumen weiter zu ziehen.“

Nach dem Geständnisse des Köhlers und seines Weibes hatten sie keine Verbindung mit Räubern, und nur die höchste Noth, in der sie lebten, hatte sie zu dieser gräßlichen That, die so glücklich verhindert wurde, verleitet. Sie stürzten dem Bischoff zu Füßen und baten flehentlich um Gnade. Der Bischoff vergab ihnen und beschenkte sie, mahnte sie aber zum Guten und legte ihnen zur Buße auf, bei vorkommenden Fällen ein Menschenleben zu retten, wenn es auch mit größter Aufopferung geschehen sollte.

Sie zogen hierauf weiter, und kamen bald in dem Sitz des Bischoffs an. Er entband seinen Neffen vorläufig auf das feierlichste von allen klösterlichen Verbindlichkeiten, und bald kam die päpstliche Dispensation und von dem Reichsgericht die Anerkennung seiner fürstlichen Ge-

burt, und die Uebernahme des Fürstenthums von seinem erlauchten Onkel.

Anton hatte beschlossen, seiner geliebten Ursula von der glücklichen Veränderung seiner Lage nicht eher Kunde zu geben, als bis seine Angelegenheiten gänzlich in Ordnung gebracht wären. Er benachrichtigte sie einigemal von seinem Befinden, und gab ihnen die Hoffnung, daß bald ein glücklicher Stern für ihn aufgehen würde. Unter dieser Zeit studierte er fleißig in den höheren Wissenschaften um die Pflichten eines Regenten kennen zu lernen, damit er ein guter Fürst seines Volkes werden könne. Endlich kam die Zeit heran, wo die Reise auf die Weissenburg vor sich gehen sollte.

Ausnehmend und herrlich waren die Rüstungen der zwölf Ritter, die Anton und den Bischoff umgaben; jeder das fürstliche Wappen tragend. Er ward köstlich gewappnet, ein Purpurmantel mit Hermelin verbrämt, schlang sich um die Schulter; ein schön geschmücktes Parett mit langen weissen Federn bedeckte sein Haupt, und die Linke hielt, den mit Diamanten verzierten Zaum des Rosses. Vor ihm ritten

fünfzig Lanzenreiter, eben so viel Helepartiner folgten.

So zog dieser prächtige Zug durch die Schweiz dem Siebenthal zu, lauter pochte Antons Brust, als er im Sonnengold die Zinnen der Weissenburg entdeckte, tiefer drückte jeder Reitende die Sporn seinem Renner ein, und schneller flog jedes Roß über die Ebene dahin.

Aber bald war ihr Dienst unnütz, jeder sah sich genöthigt sein Roß am Zügel zu führen, denn jetzt gähnten ihnen die Felsen entgegen, hier öffnete sich ein schwarzes Thor und wie unter einem Laubgewölb schritt man unter dem Haushoch oben zusammengewachsenen Felsen, die ihre Helle nur dann und wann, durch eine von der Sonne beschienenen Felsenspalte erhielten, jetzt trat man wieder ins Freie, aber nur so lange um einen Hohlweg, eine Schlucht zu erreichen, oder am schroffen Rand eines Berges, jähen Abgrunds dahinzuschreiten; zitternd folgten die Rosse, vorsichtig den Pfad ergründend, jetzt bog es sich um die Ecke und nun lag das liebliche Dorf Ferrenstetten vor ihren Blicken, da

konnte man auch wieder zu Pferd steigen und schön geordnet näherte sich der Zug der Weissenburg.

An dem hohen Bogenfenster, auf dessen einer Scheibe der heilige Johannes als Schutzpatron des alten Ritter Johannes von Weissenburg, von einem berühmten Künstler abgemalt dastand; stand Ursulens Vater und blickte einer Staubwolke entgegen, die sich wirbelnd heranwälzte, doch jetzt ertönte das warnende Horn des Thurmwächters, der das Blitzen der Speere in der Ferne bemerkt hatte und einen Feind fürchtete; Johannes ging zur Warthe, befahl seinen Knechten sich auf einen Angriff vorzusehen und harrte dann getrost des immer näher rückenden Zugs, aber bald schwand alles Mißtrauen aus seiner Brust, als die Knechte bei Annäherung des Schlosses die Lanzen senkten und ein Herold im Namen des Bischoffs und des Fürsten von B*** um Einlaß baten. Solche Ehre war seiner Burg noch nicht widerfahren, er befahl schnell, die Zugbrücke niederzulassen und die Thore zu öffnen. Es geschah, Anton trat in den alterthümlichen Schloßsaal; Ursula,

einen Knaben auf dem Arm haltend, harrte der hohen Gäste.

Anton hatte sich vorgenommen, unbekannt auf dem Schloß zu weilen, doch die Gatten- und Vaterliebe gewann hier die Vorhand, er konnte sich nicht mehr verbergen, der Purpurmantel entfaltete sich. „Ursula, meine Gemahlin!“ stammelte er und stürzte an den hochklopfenden Busen seines Weibes, überdeckte mit Küssen sein Kind; da öffnete sich die Thüre und der alte Weissenburger trat ein, er hatte sich festlich geschmückt. Schon wollte er seine ganze Galanterie aufbieten, den hohen Gästen zu gefallen, als er mit Staunen den Fürsten an der Brust seiner Tochter liegend fand. Doch auch er bemerkte jetzt Antons Züge und umschlang die Liebenden, die schönste Gruppe bildend; ihnen zur Seite stand der Bischoff und mit Thränen im Auge segnete er seinen Neffen und dessen Geschlecht.

Anton begann, nachdem man zuvor die Reisenden mit Speise und Trank gelabt, die Erzählung seiner Abenteuer; mit Staunen hörten alle Anwesenden seinen Worten zu und erkannten den Fingerzeug Gottes in der Wieder-

erkennung. Bald wollte Anton mit seiner Gemahlin in sein Fürstenthum zurückkehren, doch gedachte er des wundervollen Bads und beschloß ein Haus dort erbauen zu lassen. Auch des alten Peters konnte unmöglich der Fürst vergessen, ihm sollte ein glänzendes Loos bereitet werden; doch mußte zuvor die Felsenstrasse gangbarer gemacht seyn. Zu diesem Behuf wurden Arbeiter ausgesandt; Geschäftigkeit war nun auf allen Seiten, das Gestein seufzte und ächzte; hier führte eine mächtige Faust das Brecheisen, dort klirrte der Meisel; hier tönte die Axt oder der Spaten, und schon nach Verlauf von acht Tagen war die Strasse ohne alle Gefahr in so weit gangbar gemacht. Jetzt begab sich Anton mit seinem ganzen Gefolge zu dem Gesundheitsbrunnen; bald begegnete er Petern. Auch dieser war nicht wenig verwundert, als er die glückliche Wendung von Antons Schicksal erfuhr; doch war er zu sehr beschäftigt, einem Kranken Hülfe zu leisten, der, dem Verscheiden nahe, in der Hütte auf dem Baumblätterlager hingestreckt war. Nur mühsam wälzte er jeden Athemzug aus seiner Brust empor. Anton war, nebst dem Bischoff, dem

alten Peter in die Hütte gefolgt, doch konnten sie den Fremdling nicht erkennen, der, mit seinem Mantel bedeckt, im dunkleren Theil der Hütte hülfsbedürftig dalag. Jetzt ermannte er sich, so wie es schien, seine ganze Kraft zusammenraffend.

„Ist kein Geistlicher in dieser Gegend?“ hub er mit matter Stimme an, „ich fühle daß meine letzte Stunde sich naht und bin der Beichte höchst bedürftig.“

Da trat der Bischoff zu dem Kranken, hörte ihm lange zu und kam dann mit sichtbarer Rührung zu Anton zurück, der sich während dieser Zeit vor die Hütte begeben hatte.

„Verzeihe Deinem Pflegevater!“ begann er, „der alte Siebenecker ist's, der in der Hütte auf dem Sterbelager daliegt.“

O wie schnell eilte Anton zu seinem ehemaligen Vater, wie gern gab er ihm den Trost mit auf die Himmelsreise, daß er keinen Groll auf ihn habe, und sanft verschied der Greis in seinen Armen.

Er hatte sein Unrecht bereut und war entschlossen, seinen Sohn aufzusuchen und ihm Alles zu gestehen; doch auf dem Weg nach Far=

renstetten befiel ihn plötzlich eine Krankheit. Mitleidige Hirten hatten ihn zu der heilsamen Quelle unter Peters Verpflegung gebracht, wo ihn sein Pflegesohn, so wie wir wissen, fand.

Anton ließ ein schönes Haus auf der Stelle erbauen, wo die Hütte stand, mit allen Bequemlichkeiten versehen, die ein Kranker nur erwarten konnte. Peter verließ den Ort nicht, trotz alles Bitten des Fürsten; er weihte sich der schönen Pflicht, die Kranken zu verpflegen, die bald von allen Seiten kamen. Anton zog bald mit seiner Gemahlin in sein Fürstenthum, lebte glücklich und erfreute sich einer edlen Nachkommenschaft.

Das Bad wurde immer berühmter, und noch heute ist das Siebenbad eines der vorzüglichsten in Brustkrankheiten in der ganzen Schweiz.

Neue interessante Romane,

welche auf Kosten und im Verlage der Buchhandlung C. H. Zeh in Nürnberg erschienen sind:

Cirillus, B., Moranzo, furchtbares Oberhaupt kühner spanischer Räuber auf dem Lande und zur See, eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts. 2 Bände mit 2 Kupfern. 8. 3 fl. 36 kr. od. $2\frac{1}{6}$ Thlr.

Egloffsteins, H. A. Ch., Laurette, die Zigeuner-Prinzessin; der Hut aus Paris; der falsche Königssohn und andere Erzählungen; m. 1 Kupf. 8. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Egloffstein, H. A. G. von, Moosglöckchen. Erzählungen, Geschichten und kleine Romane, mit 1 Kupf. 8. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Egloffstein, H. A. G. von, der Zeittödter, m. 1 Kupf. 8. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Georginen, ein Sträuschen Erzählungen und Geschichten von Franciska; mit 1 Kupf. 8. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Helinkor, R., Echotöne aus dem wirklichen Leben und aus dem Gebiete der Phantasie, m. 1 Kupf. 8. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Jokus, des Hypochonders Feind. Ausgesuchte Anekdoten und Charaktergemälde zur Erheiterung und Kurzweil für alle Stände, m. 1 Kupf. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. geheft. 36 kr. od. 9 Ggr. od. $11\frac{1}{4}$ Silbergr.

Lotz, G., Darstellungen aus der idealen und wirklichen Welt. 2 fl. od. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Lotz, G., Florenzia die Kazikenbraut; die Kaufmannstochter; das Gelübde und andere Erzählungen; m. 1 K. 8. 2 fl. od. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Pauer, Dr. Fr., Eduard und Kathinka; Na=

talie; die Jugendfreunde und andere Erzählungen; m. 1 Kupf. 8. 2 fl. od. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Auch mit dem besondern Titel:

Pauer, Dr. Friedr., Erzählungen. 1te Sammlung; mit 1 Kupfer. 8. 2 fl. od. $1\frac{1}{8}$ Thlr.

Pierre, J., Bukkelomini, eine Erzählung aus neuerer Zeit; mit 1 Kupf. 8. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Pierre, J., Theobald und Mathilde, eine Familiengeschichte, mit 1 Kupf. 8. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Rath, J. M., Hammerschläge, 1r Bd. aus flämischen Chroniken. 8. 2 fl. od. $1\frac{1}{8}$ Thlr.

Auch mit dem besondern Titel:

Rath, J. M., Vertheidigung von Steenwyk; Jakobea, Königin der Niederlande. Zwei Erzähl. aus den Niederlandsgeschichten des fünfzehnten Jahrhunderts. 8. 2 fl. od. $1\frac{1}{8}$ Thlr.

Siegmar, K., Albrecht Achilles, Markgraf zu Brandenburg, oder: Aechte Liebe scheut kein Opfer. Nach der Geschichte romantisch bearbeitet; m. 1 K. 8. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Siegmar, K., Ritter Usmar von Hochburg, oder die furchtbaren Folgen des Weiberraubes, ein charakterisches Gemälde der Vorzeit, mit 1 Kupf. 8. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Wahn und Reue, ein englisch und schottländisches Familiengemälde, nach W. Scott bearb. und ins Deutsche übers., von C. v. S. 3 Thle. m. 3 K. 8. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr.

Willig, Hogart, Bayerische Volkssagen, romantisch erzählt. 2 Thle. m. 1 K. 8. 2 fl. 15 kr. od. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Ferner ist erschienen:

Neues Kunst- und Wunderbuch, oder verborgene Geheimnisse, welche ein sterbender Va-

ter seinen Kindern übergeben, bestehend in einer Sammlung ausgesuchter Vorschriften zum Gebrauche für Haus- und Landwirthe, Professionisten, Künstler, Kunstliebhaber und Hausmütter. Herausgegeben von A. R*** 3 Thle. Fünfte neu umgearbeitete und verm. Aufl. (428 S.) cartonirt. 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

Diese fünfte Auflage hat eine neue Eintheilung, einen neuen gediegenen Inhalt angenommen; sie umfaßt 351 Vorschriften aus dem Gebiete 1) der Oekonomie; 2) Landwirthschaftskunde; 3) Gesundheitskunde; 4) Hausmittel; 5) Aufrichtige Anweisung zum Destilliren Breslauer, Danziger und anderer Liköre, Rosolis und Aquavite; 6) Schönheitspflege; 7) Dinten-Recepte; 9) Verfertigung des Siegellacks in verschiedenen Farben; 8) Verfertigung einiger Stiefelwichsen; 10) Verfertigung einer guten Hausseife; 11) Bäckereien; 12) in Branntwein und Zucker eingemachte Früchte; 13) Zubereitung einiger beliebter Getränke; 14) Thierarzneikunde.

Das ökonomische Fach ist am stärksten ausgedehnt, und besteht allein aus 148 Vorschriften. Es berührt die gemeinnützigsten Gegenstände, die in einem Hauswesen vorkommen, und beleuchtet Alles mit gründlicher Erfahrung. Mit gleichem Fleiße und Sachkenntniß sind die übrigen Fächer behandelt, besonders die Gesundheitskunde, die ein geschickter Arzt redigirte, daher die darin angegebenen Heilmittel mit voller Zuversicht gebraucht werden können. Was allenfalls in der vorigen Auflage schwankend oder nicht wesentlich nützlich war, hat bei dieser Umarbeitung andern neuen Gegenständen Platz gemacht. So möchte sich dieses Kunstbuch in jedem Haushalt das Bürgerrecht erworben haben, auch zeigt schon genügend der schnelle Absatz der vorigen Auflage, wie sehr dessen Werth vom Publikum anerkannt worden ist. Um es übrigens in jedermanns Hände zu bringen, so hat die Verlagshandlung den Preis auf's Billigste gestellt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wiedemann, G. C.

Horst der Ritter der blauen Binde Mit einem Kupfer

Nürnberg 1827

P.o.germ. 1593 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123140-5